Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 37 | Leipzig, den 8. September | **1892**

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Vorbemerkung — Aus unserm Begrüßungsartikel — Die Verehrung des Herzens Jesu in ihrer zwiefachen Bedeutung für die römische Kirche — Zur Gedächtnisfeier der Entdeckung Amerikas — Uganda und Kilimandscharo: 1. Uganda — La Rapine, ein Werkzeug des religiösen Fanatismus aus der Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich — Eindrücke und Hoffnungen aus der Diaspora — Grundsteinlegung zur Gedächtniskirche der Protestation von 1529 — Verschiedenes: Paritätisches aus Elsaß-Lothringen; Der neue Kurs und das Zentrum; Dr. Martin Luthers Schriften — Anzeigen

Vorbemerkung

Diese Nummer sollte der sechsten Hauptversammlung des Evangelischen Bundes gewidmet sein. Mit Rücksicht auf die Choleragefahr ist die Versammlung abgesagt worden. So begreiflich dieser Beschluß, so sicher er des Beifalls vieler ist: wir hätten gern nach dem Katholikentage von Mainz den Protestantentag von Speier erlebt. Und gerade der Evangelische Bund bringt durch den Ausfall seiner Tagung der öffentlichen Besorgnis und Wohlfahrt ein größeres Opfer, als z. B. der Gustav-Adolf-Verein, weil ganz anders wie bei diesen eine wesentliche Lebensäußerung und Leistung in seiner Tagung selbst besteht.

Kann nun diese Nummer den ihr zugedachten Dienst nicht thun, so mag sie gleichwohl ihren Charakter behalten. Nicht nur aus technischen Rücksichten, die zu überwinden gewesen wären, sondern aus der idealen Rücksicht, daß das Mißgeschick dieser Hinausschiebung treuen Freunden erst recht ein Anlaß zu sympathischen Kundgebungen sein muß. D H

Aus unserm Begrüßungsartikel

Der Evangelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen ist eingetreten in die Reihe der anerkannten großen Vereinigungen, die jede an ihrem Teil die Lebensinteressen des evangelischen Deutschlands mittragen. Mißgünstige und Mißtrauische zwar hat er noch immer auch in gut christlichen Kreisen, und zuweilen offenbart ein Zeitungsartikel verhaltenen Groll; aber im ernsten Zwiegespräch giebt jeder zu, daß der Evangelische Bund eine Arbeit übernommen hat, die jemand übernehmen mußte: die Wacht gegen Rom.

Es ist keine angenehme Arbeit. Ich bewundre, die sie in unermüdeter Begeisterung thun. Das Studium Roms mag für den, der ihm näher tritt, etwas Anziehendes und Ueberwältigendes haben, wenn zuerst die Größe dieses Systems ihm aufgeht, diese alte, nicht veraltete Macht und Kunst, dieser bis ins Kleinste planvolle Zusammenhang; hat man aber einmal den Geist begriffen, so ist es überaus ermüdend, ihm immer wieder in seinen Wendungen und Windungen zu folgen, ihm aufzupassen und entgegenzutreten. Man hat es nur selten mit einem offenen Widersacher zu thun; es ist so viel Hintertreppenarbeit, die bemerkt und der begegnet sein will. So stolz Rom sich zu drapiren versteht, es ist kein vornehmer Gegner, mit dem zu ringen eine Ehre und Freude wäre. Dafür ists ein zäher, geduldiger Gegner; er rechnet mit Jahrzehnten und Jahrhunderten, wo wir Protestanten kaum mit Jahren rechnen: heute ein flotter Kulturkampf, morgen fröhliche Sicherheit — das ist so die Art nicht nur unsrer profanen Romfeinde, sondern auch mancher gut evangelischen Christen. Höchst unpopulär muß daher in weiten Kreisen eine Vereinigung sein, die treu immer wieder den Warnungsruf erklingen läßt, und zugleich doch unentbehrlich, wo die offiziellen Organe unsrer Kirchen diese Gefahren zwar sehen, aber aus den verschiedensten Gründen einmütig schweigen.

Das Schwierigste am Kampfe gegen Rom ist, daß der Gegenpart christlichen Namen trägt, eine christliche Kirche ist. Und Rom hat wirklich noch eine gute Summe christlicher Güter in seiner Mitte: damit schmückt es sich, wenn das irgend nützlich ist, damit wirkt es noch immer Gutes, wenn das irgend Gottes Wille ist. Hier unterscheiden, hier auf der Hut sein, hier mit den rechten Waffen den richtigen Gegner treffen, wie schwer ist das! Das Christliche im Katholizismus soll man hegen, stärken, retten, wo möglich brüderliche Bande knüpfen herüber und hinüber; dem Antichristentum, d. i. der Welt, die sich mit der Maske Christi schmückt, gilt es ins Angesicht zu widerstehen! Da ist nicht nur treugemeinter Eifer, sondern auch Wissen und Weisheit dringend not. Denen aber, die in der Papstkirche aus politischen und sentimentalen Gründen nichts weiter sehen wollen als die „Schwesterkirche,“ wird auch die gerechteste und taktvollste protestantische Haltung nicht genug thun. Ihnen ist selbst der Name „Protestant,“ für den wir — nun, wills Gott, nächstes Jahr — in Speier Gott danken wollen, ein Gegenstand des Anstoßes und der Verlegenheit.

Man kann sich nicht wundern, daß die Sache des Evangelischen Bundes in den gegenwärtigen Zeitläuften keinen größern Aufschwung genommen hat. So notwendig seine Arbeit ist, so wenig anziehend ist sie für alle die, deren oberste Herzensfrage in allen öffentlichen Angelegenheiten die nach der Opportunität ist. Und wie Luthers Werk aus Gewissensnöten geboren ist, wie der Protest der evangelischen Stände auf dem Speirer Reichstage eine That des Gewissens war, wie überhaupt christliche Religion allein im lebendigen Gewissen leben kann, so wird der Evangelische Bund in dem Maße blühen, als die religiöse Ueberzeugung wieder Sache des Gewissens wird. Daß das unserm evangelischen Volke von Gott wieder geschenkt werde, darauf wartet der Evangelische Bund und will an seinem Teile dem, der da kommt, ein Wegebereiter sein mit seinem Dienst. R

Die Verehrung des Herzens Jesu in ihrer zwiefachen Bedeutung für die römische Kirche

Vor drei Jahren haben die deutschen Bischöfe in ihrem Hirtenschreiben aus Fulda vom 20. August „die Gelegenheit wahrgenommen, einem weitverbreiteten Vorurteile — wie sie sagen — entgegenzutreten,“ das von den Freunden des Evangelischen Bundes vielfach und mit Recht geteilt wird. Es heißt in ihrem Schreiben:

„Die Verteidiger des Katholizismus,“ so hört man oft sagen, „geben wohl von allem ganz annehmbar lautende Erklärungen; aber anders ist es in dem wirklichen Leben. In den Gedanken und Sitten des katholischen Volkes, namentlich der weniger gebildeten Stände, herrschen die abergläubigsten Vorstellungen, die schlimmsten Mißbräuche, und man duldet sie ohne Scheu.“ — Solche Urteile müssen wir im Namen unsers Volkes und seiner Seelenhirten als höchst frevelhafte

zurückweisen. In Sachen des Glaubens und der Frömmigkeit ist bei uns zwischen Gebildeten und Ungebildeten kein Unterschied. Alle wirklich gläubigen Katholiken denken, beten und handeln nach dem Glauben, den die Kirche lehrt, und den jeder Katechismus enthält.

Wenn wir nach der Liebe urteilen, müssen wir annehmen, daß die Bischöfe einer bewußten Unwahrheit sich hier nicht schuldig gemacht haben, sondern in einer Selbsttäuschung befangen gewesen sind. Doch wie ist solche Selbsttäuschung möglich? mag mancher Protestant fragen, der von den Ungeheuerlichkeiten der Ablaßanpreisungen, von den Unglaublichkeiten der Reliquienverehrung, von den Abgeschmacktheiten der Verehrung der heiligsten Herzen Mariä und Jesu und all dergleichen auf römischem Gebiete etwas weiß. Die Katechismen reden in der That von diesen Dingen entweder gar nicht oder nur höchst behutsam und verhältnismäßig unanstößig; die Herz-Jesu-Verehrung z. B. ist in mehreren mir bekannten Katechismen gar nicht erwähnt. Wissen die Bischöfe von Herz-Jesu-Verehrung nichts? oder wollen sie von ihr nichts wissen? Keins von beiden. Dennoch braucht ihre oben abgedruckte Erklärung nicht subjektiv unwahr zu sein. Denn es wäre Unrecht, wollten wir Protestanten Herz-Jesu-Verehrung, Josephskult und all dergleichen in Bausch und Bogen als eine nur der ungebildeten Masse verständliche und nur von ihr geübte Frömmigkeitsform bezeichnen. Auch alle diese nach unserm Urteil unchristlichen Formen römischer Frömmigkeit haben einen doppelseitigen Charakter, können von zartem Verständnis zart, von grobem Empfinden grob verstanden werden. In Bezug auf die Herz-Jesu-Verehrung möchte ich dies im Folgenden mit kurzen Worten zeigen.

Uns Protestanten tritt bei der gegenwärtig im Katholizismus besonders gepflegten Herz-Jesu-Verehrung zunächst das Abstoßende dieser Frömmigkeitsform unangenehm entgegen. Wenn man in katholischen Bauernhäusern oder auf Bildchen, wie sie in „frommen Handlungen" namentlich an Wallfahrtsorten verkauft werden, den Heiland abgebildet sieht, wie er mit der Hand auf sein in der gleichsam geöffneten Brust sichtbares Herz hinweist, so erscheinen uns solche Bilder ebenso anstößig in religiöser Hinsicht als geschmacklos nach ästhetischem Urteil. Und wenn man hört, daß sowohl die Margaretha Maria Alacoque († 1690), deren Visionen den entscheidenden Anlaß für die Verehrung des heiligen Herzens gegeben haben, als ihre geistlichen Berater ihre Verehrung dem wirklichen Herzen Jesu gewidmet wissen wollten, das Rühmen des Herzens Jesu also nicht für eine bildliche Rede gelten ließen, so wundert man sich gleich sehr über die dogmatischen Phantastereien, die solches Reden voraussetzt und veranlaßt, und über die Verirrung des religiösen Gefühls, die in dieser Verehrung des „körperlichen" Herzens Jesu sich offenbart.

Aber man thäte Rom, man thäte vielen frommen Katholiken Unrecht, wenn man nach dem Gesagten allein die Herz-Jesu-Verehrung beurteilen wollte.

Man thäte Rom Unrecht; denn erst nach langem Widerstreben hat Rom die Verehrung des Herzens Jesu durch Einsetzung des Herz-Jesu-Festes ausdrücklich gut geheißen (1765), und von Verehrung des „körperlichen" Herzens Jesu ist dabei mit keinem Worte geredet worden, obwohl das mit dem betreffenden Beschlusse der römischen Kongregation der Riten bewilligte Gesuch von dem der Margaretha Maria Alacoque gewordnen Auftrage des Herrn, ein Fest seines Herzens zu feiern, ausdrücklich gesagt hatte:

> Daß Jesus hier vom Herzen nicht im übertragnen Sinne, sondern in der eigentlichen und natürlichen Bedeutung des Wortes, also von dem edelsten Teile des Leibes gesprochen habe, das ist aus dem ganzen Vorgange von selbst klar.

Die ganze Geschichte der offiziellen Anerkennung der Herz-Jesu-Verehrung und ihres Festes ist typisch für das Verfahren der katholischen Kirche, typisch für das gleichzeitige Rücksichtnehmen auf die Bedürfnisse der Massen und die berechtigte Zurückhaltung der Gebildeten, typisch für die doppelseitige Erziehungsweisheit der Mutter Kirche. Eine krankhaft-schwärmerisch erregte Nonne regt die Feier eines abgeschmackten Festes an, nicht ohne in der abstoßenden Hülle ihrer „Andacht" tiefere Gedanken zu haben; die Andacht breitet sich aus, hier in feinern, dort in gröbern Formen: Rom läßt die heilige Ein-

falt gewähren. Dann petitionirt man in Rom um offizielle Anerkennung des Festes; viermal (1697, 1707, 1727, 1729) erfolgen abschlägige Bescheide; aber Rom selbst beginnt jetzt die entstandnen Bruderschaften des Herzens Jesu zu begünstigen, und als 1764 die Bitte zum fünften male ausgesprochen wird, erhält das „längst in der Kirche verbreitete" Fest die feierliche Sanktion, Rom bewilligt also das Gesuch. Allein, was das Gesuch bewilligt sehen wollte, war ausdrücklich gar nicht erwähnt; es konnte scheinen, als gälte die Verehrung nur dem, was im übertragnen Sinne unter dem Herzen Jesu verstanden werden konnte. Trotzdem würde man irren, wenn man folgern wollte, die Verehrung des „körperlichen" Herzens Jesu sei verworfen. Als im Jahre 1786 der aufklärerisch gesinnte Bischof Scipio Ricci von Pistoja auf einer berühmten Synode zu Pistoja unter andern aufklärerischen Beschlüssen auch die Erklärung durchgesetzt hatte, daß eine besondre Verehrung des Herzens Jesu oder eines andern Teiles seines Körpers nicht gerechtfertigt sei, hat Rom in einer Bulle auch dies unter „die Pistojensischen Irrtümer" gerechnet, und ein moderner, von Rom sehr begünstigter jesuitischer Dogmatiker, Perrone, hat 1842 die Verehrung des körperlichen Herzens Jesu mit scholastischer Gelehrsamkeit als unanfechtbar darzulegen sich bemüht, ja 1864 hat Rom die Margaretha Maria Alacoque „selig" gesprochen, ihr damit die Anwartschaft auf die Heiligsprechung gegeben. Seitdem hat die Herz-Jesu-Verehrung, bei uns in Deutschland namentlich in den Zeiten des Kulturkampfes, sich immer weiter ausgebreitet: doch noch immer hat ein weltgewandter Anwalt Roms die Möglichkeit, wo es not thut, die Abgeschmacktheiten einer Verehrung des leiblichen Herzens des auferstandnen Herrn vom offiziellen Katholizismus auszuschließen, — sein Bauernkollege sorgt schon dafür, daß auch die andre Seite der weisen Anordnungen der Mutter Kirche nicht vergessen wird.

Dieselbe Doppelseitigkeit zeigt die Herz-Jesu-Verehrung auch in der Praxis. Ich habe eine ziemlich große Zahl von Erbauungsbüchern, die der Verbreitung der Herz-Jesu-Verehrung gewidmet sind, allmählich mir gesammelt und kann und muß sagen, daß ich mit Verwunderung aus ihnen gelernt habe, daß ein sehr wertvoller Kern für viele fromme Katholiken in der den Spott herausfordernden Schale verborgen ist. Freilich auch hier findet sich des Abstoßenden viel. Es zeigt sich namentlich in der Verbindung der Herz-Jesu-Verehrung mit der im nachreformatorischen Katholizismus besonders eifrig geübten Verehrung Jesu im Sakrament (d. h. in der zur Verehrung ausgesetzten Hostie) und in der an die „Wundenpoesie" erinnernden spielenden Ausmalung des Ruhens in dem Herzen Jesu und ähnlichen Absonderlichkeiten der religiösen Phantasie. Daneben aber tritt die zunächst überraschende Thatsache deutlich hervor, daß die Herz-Jesu-Verehrung dazu anleitet, das irdisch-menschliche Leben Jesu in einer Weise zu würdigen, die die erbaulicher Verwertung kaum fähigen steifen Formeln von zwei Naturen und zwei Willen in der Person des Heilands in glücklichster Weise neutralisirt. Da wird in den „Betrachtungen" darauf hingewiesen, was das „Herz Jesu" litt bei dem Verrate des Judas, der Verleugnung des Petrus, bei dem Kampfe in Gethsemane, dem Leiden auf Golgatha und überhaupt in all den mannigfachen Entbehrungen eines Lebens voll unerreichbarer Selbstlosigkeit. In andern Zusammenhängen wird das „Herz Jesu" der Ausdruck für all die Fülle göttlichen Erbarmens, die sich in Christo zu den Sündern neigt, und selbst solche Töne fehlen dann nicht, die an evangelische Glaubensgewißheit anklingen:

> Nun bin ich dein! nun bin ich voll Vertrauen,
> Des Schutzes deiner Liebe mir bewußt,
> Und fühle ich auch Schwäche nur und Sünde
> Und böse Neigung in der tiefsten Brust:
> Du wirst mit Kraft die Schwäche überkleiden;
> Dein bin ich, dein durch alle Ewigkeiten!
>
> Nun bin ich dein! und schlägt die letzte Stunde,
> Ich bin bereit, ich fürchte jetzt mich nicht.
> In deinem Herzen soll das meine brechen,
> Auf ihm beruhet meine Zuversicht;
> Du wirst für mich im letzten Kampf noch streiten,
> Dein bin ich, dein durch alle Ewigkeiten!*)

*) Boylesve, Die Andacht zum Herzen Jesu in Todesangst. Deutsch von Kempf. Mainz, bei Kirchheim, 1878. S. 86.

Dergleichen kann den zartest empfindenden römischen Katholiken erbauen! Und wir werden uns daher hüten müssen, jeden Freund der Herz-Jesu-Verehrung anzusehen als ein selbständiger Frömmigkeit unfähiges Mündel einer auch die Phantasie des frommen Aberglaubens benutzenden Hierarchie. Freilich die Kehrseite der Medaille ist schrecklich! Man lese nur die Danksagungen im „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“ (Innsbruck, bei Felician Rauch, jetzt 28. Jahrgang), oder die Blumenlese aus den in diesen Danksagungen enthaltnen Geschichten bei Keller, 172 Erzählungen von dem großen Nutzen der Verehrung des heiligen Herzens Jesu (Mainz, bei Kirchheim, 1885). Ein Beispiel nur führe ich an, indem ich Nebensächliches aus der Geschichte weglasse und die Auslassungen durch Punkte andeute:

Der beste Anwalt

Im Sommer 1886 errichteten wir einen Neubau. Während des Baues wurden mehrere Aenderungen am Plane vorgenommen und besonders dem Dache eine andre Stellung gegeben. Durch letzteres glaubte unser Nachbar sein Haus geschädigt, was jedoch, wie alle Sachverständigen bezeugten, durchaus nicht der Fall war; im Gegenteil hatte unser Nachbar von dem Neubau nur Vorteil. . . . Trotzdem trat er, als der Neubau nahezu vollendet war, plötzlich mit der Behauptung hervor, wir hätten das Gebäude teilweise auf sein Eigentum gestellt, und als wir dies nicht anerkennen wollten, brachte er die Sache vors Landgericht. Gewann unser Gegner den Prozeß, so war dies von schwerwiegenden Folgen für uns. . . . In dieser Bedrängnis nahmen wir unsre Zuflucht zum heiligen Herzen Jesu und zu den mächtigen Fürsprechern bei demselben, der lieben Mutter Maria und dem heiligen Joseph, und meldeten die Angelegenheit auch für das Gebetsapostolat an, damit unser schwaches Gebet eine bessere Stütze habe. . . . Der erste Verhandlungstermin traf gerade auf das Herz-Jesu-Fest, und erlitt unser Gegner dabei schon eine Niederlage, indem ihm vom Richter zu verstehen gegeben wurde, die Klage laufe sehr auf Böswilligkeit hinaus und sei eigentlich eine „Lumperei.“ Die Angelegenheit zog sich noch weitere vier Monate hin, die wir zu wiederholten Novenen benutzten. Wir ließen auch mehrere male das heilige Meßopfer für den Sieg unsers guten Rechts darbringen und haben nicht umsonst gebetet und gehofft. — Mehrere Versuche unsrerseits zu einem Vergleiche [! — die Sache scheint, hiernach zu urteilen, doch nicht so ganz „reinlich und zweifelsohne“ gewesen zu sein] hatten keinen Erfolg. So nahm denn die Sache ihren regelmäßigen Verlauf. Beim Zeugenverhör sagte selbst von den gegnerischen Zeugen keiner zu unsern Ungunsten aus, und das Gutachten des Kreisländmessers sprach in allen Teilen für uns. Wir gewannen den Prozeß glänzend.

Darum sei Lob und innigster Dank den heiligsten Herzen Jesu und Maria und dem heiligen Joseph für die gnadenreiche Hilfe in unsrer Not, Dank aber auch allen Mitgliedern des Gebetsapostolates, die uns durch ihr frommes Gebet in dieser Bedrängnis zur Seite standen. (Sendbote, Jahrgang 1888, S. 380.)

Diese Geschichte ist keineswegs eine der ärgsten — es fehlt z. B. die besonders anstößige, aber sehr oft vorkommende Wendung, daß die Bittenden für den Fall der Erfüllung ihrer Bitte Veröffentlichung im Sendboten gelobten —; doch ist sie bezeichnend für die Ungeniertheit, mit der von den Herausgebern des Sendboten, die diese Geschichte aufnahmen, die Herz-Jesu-Andacht als Universalmittel empfohlen wird.

Ob die deutschen Bischöfe die Ungeniertheit der katholischen Volksschriftsteller nicht kennen? Nur wenn dies wirklich der Fall wäre, dann ist es möglich, daß sie in subjektiver Wahrhaftigkeit meinen, daß „in Sachen der Frömmigkeit“ auf römischer Seite „kein Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten“ sei. Die Sache wird aber durch das Nichtwissen oder Nichtwissenwollen der Bischöfe nicht anders. Und daß sie so ist, wie sie ist, ist für uns Protestanten einerseits eine Mahnung, uns vor ungerechter Polemik zu hüten: es ist manches drüben nicht so schlimm, als es dem Fernerstehenden scheint; andrerseits ein Hinweis darauf, wie die protestantische Polemik zu verfahren hat: mit Unterscheidung dessen, was sein soll, was die Katechismen lehren, und dessen, was ist und geduldet wird, gilt es zunächst an jenen Auswüchsen die Krankheit der Wurzel aufzuweisen, gilt es, wie Luther sagt, „ihnen unter die Nasen halten ihre stinkenden Greuel.“ Das ist jetzt leichter möglich als sonst. Ein Christentum der Massen voll Aberglauben hat es mindestens seit dem dritten Jahrhundert gegeben. Es existirt auch bei uns Evangelischen; aber wir verurteilen es. Dort hat es seit dem vierten Jahrhundert Anwälte gefunden, die es für fromm hielten, tiefern Sinn in dem frommen Aberglauben aufzudecken — und so seine Duldung zu empfehlen. Damals konnten solche Bemühungen auf Jahrhunderte hin Erfolg haben; denn jenes Christentum der Massen hatte keine litterarische Existenz. Heute aber drängt, was auf römischem Gebiete von solchem Aberglauben lebt, wenn auch immer noch im Sonntagsgewande, sich an die Oeffentlichkeit des litterarischen Marktes. Diese Litteratur der Bruderschaftszeitschriften, Ablaßbücher, Gnadenverzeichnisse und all dergleichen ist freilich für uns Protestanten so gut wie nicht vorhanden. Aber sie ist auch uns zugänglich, und es ist unsre Pflicht, sie nicht zu ignoriren. Denn das alles wird — in seiner Unwürdigkeit und Verwerflichkeit — offenbar, wenn es vom Lichte gestraft wird (Eph. 5, 13). L

Zur Gedächtnisfeier der Entdeckung Amerikas

Uebersicht: 1. Der Weg nach Indien. 2. Die Festsetzung der Konfessionen in Amerika. 3. Der akute Kampf und die Entscheidung. 4. Das katholische und protestantische Amerika in der heutigen Welt.

1

Nur ganz langsam hat sich der Horizont der abendländischen Welt erweitert, seitdem das römische Reich des Mittelmeers zerfallen war. Auf dessen Süd- und Ostprovinzen hatte einst der Verkehr mit dem innern und hintern Asien beruht, und sie gerade waren nun von den Arabern erobert, deren Reich jetzt „die Welt“ bildete. Vom siebenten Jahrhundert an lag das Abendland in den Banden einer fast vollkommnen Barbarei, eines kümmerlichen kontinentalen Daseins.

Religiöse, politische und merkantile Tendenzen haben dann in den Kreuzzügen den Anschluß an die Welt und Kultur des Islam erzwungen und damit eine neue Zeit für das Abendland heraufgeführt. Die junge Schiffahrt der Italiener erreichte den Anschluß an die Handelswege des Islam. Aber die Thore zum Osten und das ganze Hinterland ihrer Küstenbesitzungen blieb den Kreuzfahrern verschlossen. Eifersüchtig bewahrten die Muslimen das Monopol ihres Handels in Asien bis nach Indien und China.

Erst als der Mongolensturm die muslimischen Reiche des innern Asiens vernichtete und an ihre Stelle die mongolischen traten, die von Kleinasien und der ungarischen Grenze bis an den persischen Busen, die indischen Gebirge und die chinesischen Meere reichten, erst da lag der Weg ins Innere Asiens für jedermann offen. Die Boten des Papstes gingen voran, der Kaufmann folgte: der Bericht Marco Polos, der über zwanzig Jahre — seine ganze Reise dauerte von 1271 bis 1295 — in China zugebracht hatte und mit einem Geschwader des Großkhans den Rückweg von China über Siam, die Sundainseln, Ceylon und Indien nach Persien gemacht hatte, gab dem Abendlande die erste genaue Kunde von diesen Ländern. Bald ließen sich Italiener am persischen Golf, ja an der Westküste Indiens nieder. Aber die Schwierigkeiten waren zu groß. Die Sehnsucht blieb der ununterbrochne Seeweg nach dem Gold und den Gewürzen Indiens.

In immer neuen Anläufen versuchten seit 1416 die Portugiesen diesen Weg durch Umschiffung Afrikas zu finden: 1460 war zum erstenmal die Südspitze bezwungen und die Wahrscheinlichkeit gewonnen, daß sich nun der Kontinent wieder nach Norden wende. Es galt nur noch dieses letzte Stück zu überwinden.

Aber ehe das gelang, tauchte ein andres Projekt auf. Was man in den letzten Jahrhunderten vom afrikanischen Kontinent erfahren hatte, ließ diesen so gewaltig erscheinen, daß darüber, unter Voraussetzung der Kugelgestalt der Erde, die Entfernung zwischen dem Westen Europas und dem Osten Asiens, also Indien zusammenschrumpfte. Der Arzt, Physiker und Astronom Toscanelli aus Florenz hat daher diesen Weg ausdrücklich der portugiesischen Regierung empfohlen und die Route gezeichnet. Sein Vorschlag — unerhört, weil es sich nicht mehr wie bisher um Küstenfahrt, sondern um Durchquerung des Ozeans handelte — blieb unberücksichtigt. Aber nach einigen Jahren gelangte er an den Seemann Christoph Columbus aus dem Genuesischen, der sich mit der geographischen Litteratur der Zeit viel beschäftigt und vor einiger Zeit in Portugal niedergelassen hatte.

Es ist bekannt, welche Schwierigkeiten und Enttäuschungen

Columbus überwinden mußte, bis er am 3. August 1492 mit drei Schiffen, die ihm die spanische Königin Isabella gestellt hatte, den Hafen von Palos verlassen konnte. Am 12. Oktober landete er auf einer der Bahamainseln des westindischen Archipels. Sein ganzes Leben lang hat er an dem Glauben festgehalten, Indien, d. h. die Ostseite Asiens entdeckt zu haben. Erst allmählich wurde die Selbständigkeit des neuen Kontinents festgestellt.

2

Columbus hatte bei all seinen Vorschlägen immer die Aussicht in den Vordergrund gestellt, eine Masse neuer heidnischer Völker für die Kirche zu gewinnen. Auch die Besitzergreifung geschah unter religiösen Zeremonien. In kurzer Zeit folgten die Missionen der Bettelorden, später der Jesuiten, und seitdem die Stürme der Reformation über die Kirche hingingen, trat zugleich der Gedanke mit ein, die Verluste in der alten Welt durch Eroberungen in der neuen auszugleichen.

Das ist auch zunächst gelungen. Die Einwanderung aus den beiden strengst katholischen Ländern Spanien und Portugal, die Maßregeln der beiden Regierungen, die jeden Protestanten ausschlossen, und endlich die Thätigkeit der Orden haben Zentral- und Südamerika bis heute so gut wie ausschließlich katholisch erhalten. Aber der Einfluß Spaniens und Portugals ging über Zentralamerika nicht hinaus. Im Norden traten ganz andre Mächte ein.

Vielleicht schon einige Jahre vor Columbus haben baskische und bretonische Fischer die Fischbänke Neufundlands entdeckt und auszubeuten begonnen. Seit 1506 wandten sich französische Fahrten den Küsten des kanadischen Festlandes zu: der Lorenzstrom bildete die Eingangspforte. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts entwickelten sich die dürftigen, wieder unterbrochnen Anfänge des Handels mit den Indianern, dessen vorzüglichster Gegenstand die Pelze der kanadischen Fauna waren. Seit 1604 wurden die Unternehmungen ernsthafter. Sie verbanden sich mit der Mission. Ihr Stützpunkt wurde Quebec. Der unvertilgbare Gegensatz der großen Indianerstämme bestimmte die Politik. Man verband sich mit den Huronen und verdrängte die Irokesen aus dem Pelzhandel, und bald nach 1627 eröffneten die Jesuiten ihre großartig gedachte Mission unter den befreundeten Stämmen des Seengebiets.

Inzwischen aber hatten an andern Punkten andre Elemente eingesetzt. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Gedanke an Kolonien auch in England Wurzel geschlagen. Nach erfolglosen Anfängen erhob sich 1607 eine englische Niederlassung am Jamesfluß — die Anfänge Virginiens. Die englische Staatskirche sollte hier herrschen. Nördlich davon errichtete man von hier aus eine Handelsstation, an die sich 1633 eine Siedlung katholischer Engländer unter Lord Baltimore anschloß: die Anfänge Marylands.

Eine zweite Gruppe bildete sich bald nach der Besiedlung Virginiens durch eine niederländische Expedition an der Bucht des heutigen New-York: es erhob sich der Handelsposten Neu-Amsterdam, von dem aus man allmählich in Delaware Fuß faßte. Schwedische Kolonisten ließen sich 1636 an der Delawarebai nieder, und beide Nationen zusammen mit einigen Engländern schoben ihre Vorposten nach New-Jersey. — Die entscheidende Bewegung aber begann 1620, als 101 Brüder der aus England in die Niederlande geflüchteten, durch Robinson umgestalteten Täufersekte, der Brownisten, zum Schutz ihrer Religion und ihres Volkstums an der Cap-Cod-Bai landeten und New-Plimouth gründeten: die Anfänge Massachusets. Diesen „Pilgervätern" aus dem Gebiet des Täufertums folgten bald die der Puritaner, auf denen der Druck der Regierung Jakobs I. nnd Karls I. immer schwerer lastete. Bald wurde von ihnen Connecticut besiedelt, und 1635 erhob sich Rhode-Island, wohin der Täufer Roger Williams zog, um der engen Verbindung zu entgehn, die in den übrigen Kolonien zwischen dem bürgerlichen Gemeinwesen und der Religion bestand. In seiner Gründung sollte jeder Glaube dasselbe Recht genießen und keinerlei Beziehung zwischen ihm und der Politik bestehn.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war also die Küste des mittlern Nordamerikas von Ansiedlungen bedeckt, deren thatsächlicher Stand mit Ausnahme Marylands durchaus evangelisch war. Zwischen zwei englischen Gruppen lag eine schwedisch-niederländische. Aber wie 1655 die schwedische Kolonie von den Niederländern überwältigt wurde, so 1664 die niederländische von den Engländern. Neu-Amsterdam hieß künftig New-York. Da die Ansiedler von Massachusets immer weiter nach Norden drangen, andre englische Kolonisten aus Virginien und den englischen Inseln Zentralamerikas im Süden die Carolinas begründeten, so erstreckte sich um 1660 das englische Gebiet von den Carolinas bis an die Grenze Canadas. Bald darauf, 1674, begannen die Quäker als die letzte und stürmischste Frucht der täuferisch-enthusiastischen Bewegung des revolutionären Englands sich in New-Jersey eine Freistatt zu suchen, und 1682 erwarb ihr William Penn das große Waldgebiet, das von ihm den Namen Pennsylvanien erhalten hat.

Langsam und mühevoll wuchsen diese Kolonien ins Innere hinein. Ihr Schwerpunkt lag in Neu-England, den nördlichen Gemeinwesen von New-Jersey und Pennsylvanien an. Gegenüber dem System des Großgrundbesitzes und dem üppigen Leben der Plantagenbesitzer des Südens ging hier alles überwiegend in den Bahnen des bäuerlichen Betriebes. Mit Spaten und Pflug drang man vorwärts, Schritt für Schritt, aber eben darum unwiderstehlich, weil der Siedler mit jeder Scholle neu gewonnenen Bodens fest verwuchs. Ueberall erhoben sich Kirchen und Schulen. Wo fünfzig Haushaltungen beisammen waren, sollte nach einer Bestimmung des Jahres 1647 eine einfache, bei hundert eine Grammatikerschule errichtet werden als die Vorstufe für eine Universität, deren Gründung man vorbereitete. Während ferner im Süden die anglikanische Kirche herrschte, bildeten im Norden die Puritaner die Hauptmasse, daneben die täuferischen Gemeinschaften und die ihnen wurzelverwandten Quäker. Ueberall hatten sich auch Hugenotten niedergelassen. Mit den Schweden und Niederländern waren die ersten Deutschen gekommen. Penn wußte eine große Anzahl deutscher Mennoniten, Schwenckfelder und andre verfolgte Sektirer heranzuziehen. Nach der Verwüstung der Pfalz und der Verfolgung ihrer Protestanten folgte 1708 die Massenauswandrung der Pfälzer. 1730 begann die deutsch-lutherische Kirchengründung, und seit 1735 zog sich ein Teil der mährischen Brüder, die sich das Jahr zuvor in dem neu begründeten Georgien niedergelassen hatten, nach New-York und Pennsylvanien, wo sich bald ihre blühenden Indianermissionen erhoben, für die Zinzendorf die Methode vorschrieb.

Und überall erhielt sich der ernste strenge Charakter der Frömmigkeit, wie er durch die puritanischen Grundlagen Neu-Englands bestimmt war. Der Versuch der letzten Stuarts, diesen Kolonien die anglikanische Staatskirche aufzuzwingen, scheiterte völlig. Katholiken aber gab es überhaupt nicht. Sie waren streng ausgeschlossen. Allzugut wußte man aus der Geschichte der alten Heimat, wie ihr Dasein die ganze Gesellschaft und jede andre Religion mit unaufhörlichen Anschlägen bedrohte.

3

Inzwischen brütete im Norden die französische Kolonie ungeheure Pläne. Um 1650 waren die politischen Grundlagen der kanadischen Jesuitenmission infolge der Siege der Irokesen über die Huronen zusammengebrochen und die Missionare unter furchtbaren Greueln vertrieben oder ermordet worden. Jetzt galt es, zum Ersatz Neu-Frankreich von einem Lande der Missionsposten und Faktoreien in ein großes Gemeinwesen feudal-kirchlicher Verfassung und großen kaufmännischen Lebens überzuführen. Aber es fehlte eins: die breite Schichte des Bauernstandes. Die katholischen Franzosen, die man in der Heimat zu werben suchte, kamen nicht, und die Hugenotten, die mit Freuden gekommen wären, waren seit 1627 unbedingt ausgeschlossen und wandten sich daher dem englischen Süden zu. So blieb es im wesentlichen beim Handel, und damit gewann diese Kolonie zwar den lebhaften Trieb räumlicher Ausdehnung, aber es fehlte ihr der feste Rückhalt einer dichten und seßhaften Bevölkerung, die mit dem Boden verwachsen gewesen wäre.

Die kühnen Fahrten La Salles erschlossen der kanadischen Kolonie seit 1682 das System des Mississippi bis zur Mündung. Das ganze ungeheure Gebiet, dessen Grenze im Süden

der Golf von Mexiko, im Osten die Alleghanies, im Norden der Lorenz, die großen Seen und die Quellen des Missouri, im Westen die Rocky Mountains bildeten, sollte unter dem Namen Louisiana ein französisches Kolonialreich werden. Die Hauptmasse des nördlichen Kontinents wäre so dem französischen Katholizismus anheimgefallen und hätte dem der Spanier in Mexico und Florida die Hand gereicht. Es verschlug dem gegenüber wenig, daß England im Frieden von Utrecht 1720 Akadien (Neubraunschweig und Neuschottland), Neufundland und die Hudsonsbai gewann. Französischer Einfluß dehnte sich durch Missionare und Handelsleute wie durch vorgeschobne Forts immer weiter im Hinterlande der englischen Kolonien aus. Seit 1707 erhob sich Neu-Orléans, und die Kultur des Zuckerrohrs erschloß diesem Gebiet eine große Zukunft. Auch im Ohiothal drangen französische Pioniere vorwärts.

Hier aber stießen sie mit den englischen und deutschen Ansiedlern zusammen, die etwa seit 1740 die Alleghanies überschritten hatten und unaufhaltsam gegen Westen drangen. So entwickelte sich der große Kolonialkrieg 1754—63, dessen Entscheidung für Amerika durch die englische Eroberung von Quebec 1759 und Montréal 1760 gegeben war. Im Frieden von 1763 mußte Canada und die Osthälfte Louisianas an England abgetreten werden. Die Mündung und das ganze westliche Ufer des Mississippi fiel an Spanien, das dafür Florida an England abtrat. In Spaniens Hand bildete jenes Gebiet für das englische Amerika keine Gefahr, und nachdem es 1800 von Spanien wieder an Frankreich abgetreten war, gelang es dem Präsidenten Jefferson durch seinen Gesandten Monroe, mit dem geldbedürftigen Napoleon den Vertrag zu schließen, wonach es für fünfzehn Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde.

Inzwischen war die Trennung der englischen Kolonien von ihrem Mutterland im Kriege von 1776 bis 1783 durchgefochten und England auf Canada beschränkt worden. Auch in Zentral- und Südamerika lösten sich in furchtbaren Kämpfen, die von 1811 bis tief in die zwanziger Jahre dauerten, die spanischen Kolonien von der Krone, und durch die portugiesischen Thronwirren wurde Brasilien seit 1826 zum selbständigen Staat.

4

Wie haben sich seit den Jahrzehnten nach der Entdeckung die Geschicke des neuen Kontinents gewandelt! Unermeßliche Reichtümer sind aus dem spanischen und portugiesischen Amerika erhoben worden. Aber in den Kolonien hat sich kein großes Leben entwickelt, weil die Kolonisten die Schätze nicht erworben haben durch rauhe Arbeit, die die sittliche Kraft nährt und neu erzeugt, und weil der Trieb freien geistigen Lebens unter dem Bann des politischen und kirchlichen Systems der Gegenreformation ertödtet war. Und auch die europäischen Mutterländer haben keinen bleibenden Nutzen davon gehabt, weil ihre sittliche und geistige Kraft unter demselben System verfaulte und so schließlich auch der äußere Gewinn in die Tasche der Fremden floß. Seit ihrer Losreißung aber sind die ehemaligen Kolonien ebenso wie ihre Mutterländer die Heimat der Revolution, der Schauplatz unabsehbarer Kämpfe geblieben, unter denen alle Kräfte des Volks hinsiechen und sogar die alteuropäische Kreolenbevölkerung in unaufhaltsamer Rückbildung und Vermischung mit den fremden Rassen begriffen scheint. Was verlöre heute die Weltkultur an geistigem Kapital, wenn diese Länder vom Erdboden verschwänden?

Der Norden dagegen hat nach den Freiheitskämpfen einen Aufschwung genommen, der in der Geschichte der Kolonisation unerhört ist. Wohl ist der Geist der Pilgerväter längst verschwunden, wohl ist das Gewimmel der Sekten unübersehbar geworden. Tiefe Schäden hat der rücksichtslose Kampf ums Dasein auch im sittlichen Leben erzeugt. Aber trotzdem, welch ein Bild von überquellender Kraft, auch von gewaltiger Aufopferung für ideale Zwecke gegenüber der Hohlheit, Bedeutungslosigkeit und Unfruchtbarkeit Südamerikas! Es giebt vielleicht kein drastischeres Beispiel für die überall wahrnehmbare Thatsache, daß der Katholizismus auf die Dauer die physischen, geistigen und sittlichen Kräfte eines Volks verzehrt, der Protestantismus aber ihnen eine unvergleichliche Spannkraft verleiht.

Daneben aber steht die andre Thatsache, daß gerade Amerika die Weltstellung des Protestantismus geschaffen hat. Wie stünde es heute um ihn, wenn es bei dem Europa des sechzehnten Jahrhunderts geblieben wäre: Deutschland, England, die Niederlande und die skandinavischen Staaten gegenüber der Masse der katholischen Romanen und Slawen! So aber hat Nordamerika — und später die weitern großen Inseln und Kontinente der neuen und neuesten Welt — den beiden protestantischen Nationen England und Deutschland die Möglichkeit gegeben, den Ueberschuß an Bevölkerung, der im neunzehnten Jahrhundert sich in immer größerm Umfang ergab, fruchtbringend unterzubringen und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr den Zahlenvorsprung der katholischen Nationen einzuholen, deren Vermehrung sich viel langsamer vollzog. Allerdings hat namentlich durch die irische Einwandrung dieses Jahrhunderts der Katholizismus auch in Nordamerika eine starke Stellung gewonnen. Aber die Erwartungen der Katholiken sind durch den neuesten Zensus arg getäuscht worden. Der katholische Bruchteil ist von einem Achtel auf ein Neuntel zurückgegangen. Und dabei steht das protestantische Element auch hier immer noch an geistiger Kraft durchaus voran, während der Hauptstamm der katholischen Bevölkerung, das irische Volkstum, sich im vollen Sinn als der Fluch Nordamerikas erwiesen hat.

Wer wollte sagen, was der Protestantismus für die Zukunft seines innern Lebens von Amerika zu erwarten hat! Wir Deutschen wünschen uns die dortigen Zustände nicht. Aber wir haben es doch erlebt, daß Gemeinschaften, die wir bei uns mit dem verächtlichen Namen „Sekten" bezeichnen, sich dort zu Kirchen mit gefestigtem Selbstbewußtsein, bewundernswürdiger geistiger Thätigkeit und einer innern Freiheit entwickelt haben, die wir uns oft noch zu wünschen haben. Und durch alle Gemeinschaften hindurch geht das Eine, was wir bei uns vor allem schmerzlich vermissen, die außerordentliche Opferfreudigkeit, ja das Bewußtsein, daß Opfer, auch große Opfer an die kirchliche Gemeinschaft zu dem gehören, was man als selbstverständlich empfindet.

K M—Br

Uganda und Kilimandscharo

Diese beiden Namen haben in der letzten Zeit die Kolonialnachrichten beherrscht. Sie sind je nach der Stellung, die man zu den dortigen Vorgängen einnahm, mit sehr verschiedenartigen Empfindungen genannt worden. In den Missionskreisen aber, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir sagen in allen kirchlichen Kreisen, ist es in beiden Fällen das ausgesprochne Gefühl der Bitterkeit gewesen, mit dem man die Ausführungen in den Tagesblättern verfolgt hat. Der Schreiber dieser Zeilen muß wenigstens gestehen, daß sich ihm fast jedesmal eine Wolke des Unmuts über die Stirn gelegt hat, wenn er immer und immer wieder jene Angriffe gegen die englischen Missionare zu Gesicht bekam, die das eine mal an gehässiger Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen, das andre mal in geschickter Weise zwischen den Zeilen versteckt waren. Unsre Tagespresse und zwar auch die, die eine offenbar freundliche Stellung zur evangelischen Kirche einnimmt, hat sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal eine rechte Blöße gegeben. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen haben die Zeitungen das, was aus allerhand verdächtigen Quellen kam, ohne Vorbehalt aufgenommen und abgedruckt. Wenn dann ein Bericht erschien, der zu Gunsten der angegriffnen Seite sprach, so wurde er entweder ganz unterdrückt oder in einem nichtssagenden Auszuge wiedergegeben. So sind wir glücklich dahin gekommen, daß die öffentliche Meinung über die Dinge in Uganda und zum Teil auch am Kilimandscharo aufs gröblichste irregeleitet worden ist, und daß die evangelische Mission unverdienterweise den Schaden davon hat. Ganz allein der letztere Umstand hat uns die Feder in die Hand gedrückt.

Es gehört allerdings jetzt einiger Mut dazu, sich in Deutschland auf die Seite der angegriffnen und geschmähten Missionare zu stellen. Ist doch dem Schreiber dieses Artikels kürzlich selbst aus akademischen Kreisen, die sich der Kolonial-

politik ergeben haben, der Vorwurf „der gemeingefährlichen Vaterlandslosigkeit“ gemacht worden, als er an einer andern Stelle zur Steuer der Wahrheit die Entstehung der Kämpfe in Uganda schilderte. Wir halten es trotzdem für unsre Pflicht, für jene unsre Konfessionsverwandten gegen unsre eigne irregeleitete Presse, die jetzt in Uganda und Moschi wohl kaum gelesen, jedenfalls von dort aus nicht berichtigt werden kann, einzutreten.

1. Uganda

Aus Uganda sind endlich ausführliche Nachrichten von den beiden streitenden Parteien eingetroffen, sodaß es für jeden Unbefangnen möglich ist, sich ein Urteil über die Vorgänge am Anfang dieses Jahres zu bilden. Es ist nur leider durch den Lauf der Dinge dem großen Leserkreise sehr schwer geworden, sich die Unbefangenheit zu erhalten. Wenn auch die Thatsachen der traurigen Kämpfe ziemlich klar liegen, in den Gründen, und Veranlassungen, die von beiden Seiten angegeben werden steht noch immer vielfach Behauptung gegen Behauptung. Wenn wir uns hierbei auf die Seite der Engländer, zumal der englischen Missionare, stellen, so haben wir gute Gründe dafür. Einmal berichten die Engländer immer von greifbaren Thatsachen, während die französischen Patres, in erster Linie der diplomatisch kluge Bischof Hirth, nur allgemeine Anklagen und Vorwürfe gegen die Engländer vorbringen. Zum andern spricht für die Engländer die Geschichte von Uganda; aus ihr fällt manches Schlaglicht auf die gegenwärtige Situation. Wer wie wir die Mission in Uganda seit fünfzehn Jahren beobachtet hatte, sah sich von Anfang an genötigt, eine große Anzahl Fragezeichen hinter die von der Aufregung diktirten und mit viel rhetorischem Beiwerk versehenen Briefe des Herrn Hirth zu setzen.

Der Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus besteht in Uganda seit dem 22. Februar 1879; das war der Tag, wo die beiden ersten Sendboten der algerischen Mission eintrafen, als die englischen Missionare schon einige Jahre lang im Lande waren, regelmäßige Gottesdienste am Hofe des Königs Mtesa und Aehnliches eingerichtet hatten. In der Biographie des großen Missionars Mackay, die im vorigen Jahre erschienen ist*), sind alle Einzelheiten über das empörende Verhalten der römischen Eindringlinge mitgeteilt. Es gehört die ganze Unverfrorenheit ultramontaner Zeitungsschreiber dazu, die Thatsache abzuleugnen, daß der Streit in Uganda durch die französischen Patres angefacht und durch ihre Nachfolger bis in die neuste Zeit unterhalten worden ist. Darüber hätte im evangelischen Deutschland von Anfang an kein Zweifel bleiben können, wenn nicht die katholischen Berichte den englischen um einige Monate zuvorgekommen wären. Geschrieben sind beide ungefähr zu gleicher Zeit, aber durch ein eigentümliches Verhängnis wurden die Briefe der englischen Offiziere und Missionare unterwegs aufgehalten. Sie sollten den gleichen Postweg benutzen, wie die Berichte des Herrn Hirth, nämlich durch das deutsche Gebiet, wo alles viel schneller geht als in Englisch-Ostafrika. Nun wurden die katholischen Briefe zwar befördert, die englischen aber nicht; es ist noch nicht aufgeklärt, durch wessen Schuld. Jene erschienen alsbald in der Kölnischen Volkszeitung und hatten die öffentliche Meinung bereits stark beeinflußt, als endlich die lange erwarteten englischen Berichte auch bei uns veröffentlicht werden konnten.

Glücklicherweise liegen auf der letztern Seite zwei ganz unabhängig von einander erstattete Berichte vor, der eine von Kapitän Lugard, der andre von den Missionaren Baskerville, Walker und Ashe. Nach beiden kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Hirthschen Schilderungen von den Kämpfen und den dabei angeblich vorgekommnen Mißhandlungen der Katholiken starke Uebertreibungen enthalten mögen, weiter aber, und das ist hier die Hauptsache, daß der Ausbruch der verhängnisvollen Kämpfe durch das Verhalten der Katholiken herbeigeführt worden ist. Einige französische Missionare, die zur Verstärkung der Ugandamission anlangten, hatten die Nachricht mitgebracht, die englischen Offiziere würden mit ihren Soldaten demnächst Uganda verlassen müssen. Diese Aussicht machte den ganz unter dem Einfluß der Patres stehenden König Muanga übermütig, sodaß er die Boten Lugards mit Grobheiten abfertigte und die Engländer zum Vorgehen reizte. Wie es um die Friedfertigkeit der „weißen Väter von Algier“ bestellt gewesen ist, kann man aus dem Umstande ersehen, daß ihr Missionshaus auf dem Rubagahügel nach Art eines Forts gebaut war, aus Backsteinen und mit Schießscharten, die, wie sich nachher herausstellte, an der Außenseite maskirt waren, aber im Gebrauchsfalle durch Wegstoßen einiger loser Steine sofort in Verwendung treten konnten. Für uns handelt es sich hauptsächlich um das Verhalten der englischen Missionare. Ob die beiden Offiziere der englisch-ostafrikanischen Gesellschaft, Lugard und Williams, in allen Stücken korrekt gehandelt haben, woran wir unsrerseits nicht zweifeln, das sollten unsers Erachtens unsre Kolonialmänner in ihrem eignen Interesse klarlegen und bekannt geben. Sie werden doch ohne Zweifel über kurz oder lang erkennen, wie wertvoll das unter englischer Aufsicht stehende Uganda einmal als Bollwerk gegen die aus dem Sudan gegen Deutsch-Ostafrika vordringenden Araber werden kann. Es scheint ja in dieser Hinsicht in unsern Kolonialkreisen allmählich zu dämmern. Uns kommt es, wie gesagt, in erster Linie darauf an, die Thatsache festzulegen, daß gegenwärtig überall da, wo man der Wahrheit die Ehre giebt, die englischen Missionare auch nicht mehr der Schatten eines Verdachts trifft. Jetzt weiß man, daß sie auf dem Kampfplatze überhaupt nicht zu sehen gewesen sind, ja daß mehrere von ihnen sich vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten aus gewissen Teilen der aufgeregten evangelischen Bevölkerung Ugandas zurückgezogen und nur einen aus ihrer Mitte zur Bewachung des Missionshauses und ihrer Habseligkeiten zurückgelassen haben, um dadurch jeden Schein einer Einmischung von sich fern zu halten. Und trotz alledem sind diese Männer mit ihrem engen Gewissen von den Römischen verdächtigt worden, als trügen sie die Hauptschuld an den ganzen traurigen Kämpfen.

In Missionskreisen ist man ja schon daran gewöhnt, daß die römischen Sendboten in Indien wie in der Südsee, auf Madagaskar wie in Innerafrika die häßlichsten Gegner unsrer Missionare sind; wir wundern uns auch nicht mehr darüber, daß die ultramontane Presse in Deutschland sofort für ihre Leute die Trommel rührt und bei der römischen „Verzauberung,“ die nach einer trefflichen Bezeichnung D. Warnecks jetzt über einem großen Teile unsers Vaterlandes liegt, auch viele leichtgläubige Nachbeter findet. Aber das haben wir nur mit Staunen und mit immer wachsendem Schmerze gesehen, daß fast die ganze Tagespresse des evangelischen Deutschlands den Katholiken in diesem Falle die Dienste von Schleppenträgern geleistet hat. Wäre es denn zuviel verlangt, daß die Redaktionen, ehe sie die Berichte des Herrn Hirth abdruckten, bei einem mit der evangelischen Mission vertrauten Manne, der doch heutigentags nicht mehr so schwer aufzutreiben ist, anfragten, was von der Sache zu halten wäre? Eine katholische Zeitung, darauf können wir uns verlassen, hätte derartige gehässige Urteile über ihre Missionare überhaupt nicht wiedergegeben. Wir wollen von unsern Zeitungen die gleiche Rücksichtnahme gar nicht einmal verlangen, aber das wären sie der evangelischen Sache schuldig gewesen, daß sie die Berichte der Kölnischen Volkszeitung nur mit Vorbehalt abdruckten und hernach auch die englischen Briefe in ihrem Wortlaute wiedergaben. Das haben nur verschwindend wenige gethan, und vielleicht auch diese erst dann, als sie dazu besonders aufgefordert wurden. Wir verzichten darauf, einzelne unsrer Zeitungen durch Zitate bloßzustellen, soviel Material uns auch dafür zu Gebote stünde. Aber in Bezug auf ein ultramontanes Blatt können wir uns doch nicht versagen, die über die englischen Missionare verbreiteten Verleumdungen tiefer zu hängen. Das dem Afrikaverein deutscher Katholiken dienende Missionsblatt „Gott will es“ sammelt natürlich mit großer Sorgfalt alle der römischen Mission günstigen Stimmen, während es von den ganz anders lautenden Briefen Lugards, den man mit der schmeichelhaften Bezeichnung eines „Anführers, wenn auch nicht Anstifters der Mordbrenner“ belegt, sagt: „Es ist zu schade um unsern Raum, diese Briefe abzudrucken.“ So lange die englischen Briefe in der Oeffentlichkeit noch nicht bekannt

*) Vergl. den vorigen Jahrgang, Nr. 36, Sp. 834 ff.

waren, benutzte das Organ die günstige Gelegenheit, die evangelischen Missionare immer als die Hauptschuldigen erscheinen zu lassen. Lugard und Williams werden als von der anglikanischen Mission bezahlte Offiziere bezeichnet, und noch deutlicher läßt man Herrn Hirth werden, der geradezu schreibt: „Ich klage die englischen Offiziere nicht einmal in erster Reihe an; sie haben sich nur allzu leicht von den Bagandas verblenden lassen, die wieder durch die Reverends (die anglikanischen Missionare) getrieben werden." Da haben wir es, die evangelischen Missionare erscheinen als die Hauptschuldigen! O wie unverfroren wissen die jesuitischen Berichterstatter die Thatsachen in ihr Gegenteil zu verdrehen. Sie rechneten eben mit der alten Erfahrung: Nur immer mutig verleumden, es bleibt doch etwas hängen! Was die urteilslosen Zeitungsleser anbelangt, so haben sie offenbar einige Wochen lang ihren Zweck erreicht. Aber die später eingetroffnen Berichte von der Gegenpartei mit ihrer glänzenden Rechtfertigung für die Geschmähten haben auch hier wieder die Bestätigung dafür gebracht, daß die Lügen kurze Beine haben, trotz dem verlegten Postweg zwischen Uganda und Sansibar.

Schließlich können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken, die uns gerade um deswillen, weil wir auch Anhänger der Kolonialpolitik sind, nicht ganz leicht wird. Wie kommt es doch, daß man bei uns den Vorgängen in Uganda so merkwürdig viel Aufmerksamkeit geschenkt hat? In den Missionskreisen hat das nichts Auffälliges; man hat in ihnen für Uganda schon gebetet und geopfert, als die Gegend am Viktoria Nyanza unsern Zeitungsschreibern noch ganz unbekannt war. Bei der großen Menge unsrer Kolonialfreunde ist aber nicht anzunehmen, daß man von großer Teilnahme für das unglückliche Volk der Wagganda erfüllt ist. Wir glauben keinen Fehlschluß zu thun, wenn wir hinter den ausführlichen Berichten der kolonialfreundlichen Zeitungen, die gegen die Engländer sprachen, noch immer ein Stück Brotneid darüber vermuten, daß Uganda seinerzeit in die englische und nicht in die deutsche Interessensphäre gelegt worden ist, was ja Dr. Peters mit Hilfe der römischen Missionare so eifrig betrieb. Jetzt ist man auf dieser Seite so unedel, sich im stillen vor Schadenfreude die Hände zu reiben, wenn den Engländern das Leben in Uganda so sauer als möglich gemacht wird. Von unsern Kolonialkreisen kann man also nichts andres erwarten, als daß sie in diesem Falle gemeinsame Sache mit den Vertretern der römischen Mission in Deutschland machen und alles unterdrücken, was die englischen Missionare rechtfertigen kann. Umsomehr halten wir es für eine Pflicht aller unsrer kirchlichen Kreise, sich der verleumdeten Glaubensbrüder von jenseit des Kanals anzunehmen und dafür zu sorgen, daß der Wahrheit die Ehre gegeben und der Schatten, der von mißgünstiger Seite auf ihre Missionarsehre geworfen worden ist, wieder getilgt werde. Selbst die römischen Stimmen haben ja nicht mehr den Mut, ihre Verleumdungen gegen sie aufrecht zu erhalten. P

La Rapine

ein Werkzeug des religiösen Fanatismus aus der Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich

Als es nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes durch Ludwig XIV. im Jahre 1685 galt, den Widerstand der Reformirten zu brechen, war La Rapine eins der vornehmsten Werkzeuge des religiösen Fanatismus. Der Bischof von Valence (im heutigen Departement Drôme am linken Ufer der Rhone) hatte ihn zu diesem Zwecke zum Direktor des allgemeinen Hospitals zu Valence ernennen lassen, das für die widerspenstigen Reformirten ein Gefängnis besaß. Eine kurze Charakteristik dieses La Rapine, der zur Zeit der Aufhebung des Ediktes von Nantes eine so verhaßte Berühmtheit geworden ist, wird uns zeigen, was für eines Scheusals sich die bischöfliche Macht in Frankreich bediente bei ihren Hetzjagden auf die unglücklichen Hugenotten zur größern Ehre Gottes.

Michelet*) hat in seinem berühmten Werke über Ludwig XIV.

*) Louis XIV et la Révocation de l'Edit de Nantes.

und den Widerruf des Ediktes von Nantes zuerst das Vorleben La Rapines gezeichnet. In Wahrheit hieß er vielmehr Guichard. Heinrich Guichard war der Sohn eines Kochs der Töchter der Königin. Diener eines Jesuiten im Jahre 1653, wurde er später Bittsteller für die Gefangnen des großen Gerichtshofs. Nachdem er sich auf diesem Posten eine Summe Geldes gesammelt hatte, verließ er ihn. Er wurde Schwiegersohn des Architekten Le Vau und beschäftigte sich einige Zeit mit Herstellung von Bauten; dann leitete er eine Manufaktur von Weißblech, die sein Schwiegervater in Nivernais gegründet hatte. Da er dort tausend Betrügereien ausführte, sah sich Le Vau genötigt, ihn zu entfernen. Aufs neue wechselte er seine Rolle, er widmete sich der Musik und machte Opernentwürfe; er erfand die öffentlichen Feuerwerke, und noch später sehen wir ihn im Besitz eines Theaterprivilegiums. Diese verschiednen Unternehmungen benutzte er, Geldsummen zu borgen, um die er seine Gläubiger betrog.

Sein liederliches Leben brachte ihn endlich mit dem Gerichte in Konflikt. Er hatte seinen eignen Schwiegervater bestohlen und wurde auf dessen Anklage einige Zeit in die Bastille gesteckt. Schwer wiegende Thaten wurden im Jahre 1669 von ihm ausgeführt; er beraubte die Kirche im Kloster der barmherzigen Mädchen in der Vorstadt ihres Schmuckes und trug ihn in ein Haus von üblem Ruf, wo er ihn in der empörendsten Weise entweihte. Arg genug sind schon diese Anklagen gegen Guichard — aber das ist noch nicht alles. Im Jahre 1675 nahm er an einem Vergiftungsversuche gegen Lulli, den berühmten Vorsteher der Kammermusik des Königs, teil; es erhob sich gegen ihn ein so bloßstellender Verdacht, daß er es für geraten erachtete, das Königreich zu verlassen.

Nachdem er einige Jahre abwesend gewesen war, wagte es der Flüchtling zurückzukehren, aber unter einem angenommenen Namen; er ließ sich La Rapine nennen oder, aristokratischer, d'Herapine. Es war zur Zeit der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Die Bekehrungen waren an der Tagesordnung. Der Bischof von Valence, Cosnac, der früher sehr innige Beziehungen zu Guichard gepflegt hatte, nahm ihn unter seinen Schutz und kam auf den Gedanken, ihn zu einem Bekehrer der Calvinisten zu machen. Und dieser Bischof Cosnac war es, auf dessen Vorschlag La Rapine Direktor des Hospitals zu Valence wurde, und der ihn bevollmächtigte, alle Mittel in Thätigkeit zu setzen, die ihm sein erfinderischer Geist zur Verfügung stellen würde, um den Widerstand der ins Gefängnis des Hospitals geworfenen vorzüglichsten Protestanten zu brechen, deren Glauben nichts hatte erschüttern können. Wir werden sehen, auf welche Weise der alte Uebelthäter Guichard unter dem Schutze der bischöflichen Macht sich dieser erbaulichen Mission zu entledigen wußte.

La Rapine, der sich den Ruf furchtbarer Grausamkeit erworben hatte — so erzählt der Geschichtschreiber Benoist*) —, wurde für das geeignete Instrument erachtet, den Widerstand der Reformirten zu brechen. Er wußte an einem Orte all die Martern zu vereinigen, deren man sich in den verschiednen Departements des Königreichs bediente. Er hatte Kerker, die alle Schrecken der andern umfaßten. Er nährte die Gefangnen mit Brot, das eher geeignet war, sie zu vergiften, als sie zu ernähren, und das ein Jäger seinen Hunden nicht würde gegeben haben. Er ließ ihnen kaum Kleider, litt weder, daß sie anders als hart schliefen, noch daß sie weiße Wäsche anziehen durften. Er zwang die, die sich gut führten, die Hemden zu nehmen, die man den Kranken auszog. Er ließ sie wie Sklaven arbeiten, den Acker graben, schwere Lasten tragen, Orte reinigen, wo die Zeit Berge von Unrat angehäuft hatte, das Zeug der Armen waschen, überhaupt alles thun, was ihnen ihre Kräfte und Ruhe raubte. Es gab auch oft Geißel- und Peitschenhiebe. Er ließ die Hände der Unglücklichen in der Höhe anbinden, sodaß sie nur mit den Fußspitzen die Erde berührten; und in dieser Stellung ließ er sie mit Rutenhieben zerfleischen. Frauen und Männer mußten sich entkleiden, und wenn er sie ganz blutig hatte schlagen lassen, so ließ er ihnen gar nicht die Ruhe,

*) Histoire de l'Edit de Nantes, III. S. 970 ff.

erst wieder heil zu werden, sondern begann von neuem sie zu züchtigen. In der Zeit, wo die Entzündung den heftigsten Schmerz verursachte, begann er schon wieder seine Quälereien. Oft dauerte das zwölf oder vierzehn Tage hintereinander. Wenn die Gefangnen ganz bescheiden sich weigerten, zur Messe zu gehen, ließ er sie krumm und lahm schlagen, und wenn dann seine Leute vom Schlagen matt geworden waren, so trat er selbst an ihre Stelle und fuhr fort zu schlagen, bis er nicht mehr konnte. Er war so boshaft, Hiebe mit dem Stock quer über das Gesicht zu geben, und diese Schmach übte er besonders an Frauen aus.

Die Jesuiten waren so gut von dem unterrichtet, was im Hospital sich ereignete, daß, wenn jemandes Bekehrung nicht zu erzwingen war, sie sagten: „Man muß ihn zu Herapine schicken." Das hieß so viel, als man erwarte von seiner Grausamkeit das Aeußerste und gestehe ein, er sei fähiger als sie, die erprobteste Geduld müde zu machen. Man wußte wohl, was für eine Qual es sei, in den Händen dieses Henkers zu schmachten, und da man die Minen und Galeeren für weniger grausam hielt als diesen Verbrecher, so schickte man ihm die zu, die man nicht mehr für fähig hielt, vor andern Strafen zu erschrecken.

Einen gewissen Joachin, Einwohner von Annonai, ließ Herapine so grausam fasten, daß dieser Unglückliche in der Wut des Hungers sein eignes Fleisch zu essen begann, und nachdem er sich zwei Finger zernagt hatte, starb er zwei Tage später vor Schmerz und Elend. Auch Menuret, Advokat aus Montelimar, ein Mensch von einer unbeschreiblichen Geduld, Bescheidenheit und Sanftmut, fiel in die Hände des unbarmherzigen Henkers. Man wählte für ihn das schmutzigste Gefängnis, obendrein eins, das eine Oeffnung hatte, durch die man die Messe feiern sah: so wollte man ihn zwingen, ihr beizuwohnen. La Rapine behandelte ihn, als er sich weigerte, auf eine so barbarische Weise, daß der Bericht darüber Schrecken einjagt. Was man nur Besondres ausdenken kann, um einen Menschen zu peinigen, wurde gegen ihn ausgeübt; aber Menuret verharrte bei seiner Religion. Herapine fuhr fort, ihn während einer langen Reihe von Tagen mit Stockschlägen zu bearbeiten. Als er endlich eines Tags müde geworden, ihn weiter zu mißhandeln, und ihn einige Stunden wider seinen Willen in Ruhe gelassen hatte, fand er ihn tot, ohne Hilfe und ohne Trost an diesem schmutzigen Orte, eben als er wieder beginnen wollte, ihn zu mißhandeln. Nur auf diese Weise kam er aus den Händen dieses Teufels.

Man darf nicht vergessen, daß La Rapine oder Herapine der Agent und Freund des Bischofs von Valence war, und daß diesem, so oft er das Hospital besuchte, die Grausamkeiten, die sein Direktor an den gefangnen Protestanten ausübte, wohl bekannt waren, und er auch die Verantwortung für die Thaten seines Schützlings teilte; denn die Freundschaft dieses kirchlichen Würdenträgers zu Rapine ist heutzutage eine ausgemachte, geschichtliche Thatsache.

Doch La Rapine war ein ebenso habgieriger als grausamer Mensch; da er auch beauftragt war, das Vermögen der Armen zu verwalten, machte er sich vieler Unterschleife schuldig. Endlich empörte sich die öffentliche Meinung gegen den Erbärmlichen, und im Juli 1687 forderten mehrere Vornehme von Valence seine Entfernung aus der Stellung eines Direktors des Hospitals. Cosnac, der Erzbischof von Aix geworden war, besaß auch da noch die Schamlosigkeit, für seine Kreatur laut Partei zu ergreifen; und als eine förmliche Anklage gegen La Rapine eingereicht war, setzte dieser Prälat alle Mittel seines Einflusses oder der Einschüchterung in Bewegung, um die Ankläger zum Schweigen zu bringen. Cosnac bot alles auf, den Fortgang der Sache zu verhindern, und im Jahre 1688 gelang es ihm, die Angelegenheit vor das Gericht in Dijon zu bringen. Die letzte Entscheidung hatte der oberste Gerichtshof zu Grenoble.

Weitere Nachrichten über La Rapine verdanken wir einer Katholikin, die eins von den Beichtkindern des Bischofs von Valence war. Diese Dame, Frau von Bressac, unterhielt einen Briefwechsel mit einer Protestantin, der Marquise von Arzeliers,

worin sie ihrer Freundin ausführlich den Skandal erzählt, den die Entdeckung der Frevelthaten des La Rapine sowie die unerklärliche Freundschaft verursachte, die Cosnac „diesem Verbrecher" widmete. Sie schreibt am 24. Juni 1687:

Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, Madame, wenn ich Ihnen nicht die neueste Nachricht über Herrn La Rapine mitteilen würde, bei dem Interesse, das die Herren Calvinisten an dem Sturze dieses Unglückseligen zeigen. Die Grausamkeiten, die er gegen sie ausgeübt hat, sind ohne Zweifel auch Ihnen zu Ohren gekommen, und ich kann Ihnen versichern, daß diese im ganzen Königreich nur von seinen Beschützern beschönigt werden. Das sind allein der Herr Graf von Tesse und der Herr Erzbischof von Aix, vorher Bischof von Valence; unserm Könige blieben jene Grausamkeiten völlig unbekannt. Doch, verehrte Frau, da La Rapine von Natur grausam ist in seinem ganzen Betragen und die Armen, die ihm im Hospital anvertraut waren, ebenso grausam behandelt hat, so haben die Bewohner der Stadt nicht länger es dulden wollen, daß er die Leitung des Hospitals behielt, das den Plänen des Verbrechers eher als Schlachthaus diene, aber nicht als eine Stätte der Barmherzigkeit und des Trostes für die Armen.

Herr von Bressac, mein Gemahl, und Herr Eymer, ein Bürger dieser Stadt, wurden durch einen besondern Beschluß der Einwohner gebeten, bei dem Herrn Erzbischof von Aix, der noch die Amtsthätigkeit eines Bischofs von Valence verrichtet, vorstellig zu werden, daß Herr La Rapine gar nicht geeignet sei, die Hospitäler zu leiten, und das Vermögen unter seinen Händen verschwände, ohne den Armen zu gute zu kommen. Der Erzbischof suchte sich durch elende Gründe abzufinden und die Wahl fern zu halten, durch die ein neuer Direktor bestellt werden sollte und La Rapine der Leitung des Hospitals verlustig gegangen wäre. Nach vielen Gesuchen von seiten der Einwohner und vergeblichen Bemühungen des Herrn von Bressac zog sich schließlich einer nach dem andern zurück, ohne daß sie auch nur einen ihrer Wünsche vom Herrn Erzbischof erfüllt gesehn hätten.

Herr La Rapine jedoch war erbittert darüber, daß man verlangt hatte, ihm die Verwaltung des Vermögens der Armen zu entziehn; er kam deshalb auf den Gedanken, diese Herrn zu verdächtigen, sie hätten einen Volksaufstand auf dem Rathause erregen wollen, und war unverschämt genug, ein Gesuch an die Herren vom Gerichtshofe zu richten, sie möchten einen Kommissar schicken, der an Ort und Stelle sich darüber unterrichten sollte. Herr von Revel-Françon wurde dazu bestimmt, und Herr La Rapine konnte hoffen, alle die Unwahrheiten, die er in seinem Gesuche vorgebracht hatte, mit Hilfe und Unterstützung des Herrn Erzbischofs von Aix aufrecht zu erhalten. Man verhörte schließlich siebzehn Zeugen, die der Herr Erzbischof gestellt hatte, und die alle seine Kreaturen und Diener waren. Aber obgleich sie von den Absichten ihrer Auftraggeber unterrichtet waren, so trieb sie doch ihr eignes Gewissen, der Wahrheit gemäß zu berichten, was sie wußten, und nicht zu sagen, was sie sollten. Infolgedessen wurde die strafrechtliche Untersuchung von den Herren des Gerichtshofs verweigert zur Beschämung der Parteien und des Protektors. Man ordnete nun dem Herrn von Bressac einen Kommissar bei, um sich über das Leben und die Sitten La Rapines zu unterrichten; auch Herr von Revel wurde noch zu diesem Zwecke bestellt. Aber welcher Vorsichtsmaßregeln sich der Erzbischof auch bediente, um das Zeugenverhör, sei es durch Drohungen oder Gelderpressungen, zu verhindern, dennoch verhörte man zweiunddreißig Zeugen gegen La Rapine, die ihn eines nicht Geringern beschuldigten als des Mordes, der Vergiftung und der Heiligtumsschändung, und zwar alle Zeugen ohne Widerspruch. Es hat auch eine Unzahl von Vätern und Müttern gegeben, die sich über ihn beklagt haben. Mit einem Worte, verehrte Frau, nie hat es eine Untersuchung gegeben, die so viele und so große Verbrechen aufzuweisen gehabt hätte. Man hat sie dem Gerichtshof vorgelegt; aber da bei dem Herrn ersten Präsidenten und dem Herrn Rat Girau der Herr Erzbischof von Aix und der Herr Graf von Tesse zu Gunsten dieses Verbrechers sich verwendet hatten, so konnten diese von der falschen Frömmigkeit dieses Heuchlers nicht überzeugt werden; sie sagten aller Welt, er sei ein guter Mensch, den man ungehörig verleumdet habe.

Als aber Herr von Revel als Kommissar sich völlig klar geworden war über das abscheuliche Leben dieses Unglückseligen, unterbreitete er endlich seine Untersuchungen dem Gerichtshofe, und um den Prozeß in allen Formen der erforderlichen Gerechtigkeit zu führen, ließ man alle Kammern sich versammeln. Die Lektüre der gerichtlichen Untersuchungen ließ den Herren die Haare zu Berge stehn; infolgedessen, um mich kurz zu fassen, erließen sie einstimmig gegen ihn einen Verhaftsbefehl. Er wurde benachrichtigt, wie man sagte, sich mit Hilfe des Herrn ersten Präsidenten zu retten, und flüchtete in der That zu dem Herrn Rat, seinem guten Freunde, wo er noch ist, obgleich man das Gerücht verbreitete, er sei in Savoyen. Sehen Sie, Madame, so stehn die Sachen. Herr von Bressac und Herr Eymer müssen in einigen Tagen nach Grenoble reisen, um das Recht in dieser Sache weiter zu verfolgen, obgleich der Herr Erzbischof sich rühmt und vorgiebt, im Besitze eines Verhaftsbefehls zu sein, um die Verfolgung auszusetzen; aber ich hoffe, daß er mit jenem nicht mehr Erfolg haben wird, als mit dem, dessen er sich auch gerühmt hat, und durch den er meinen Mann mit Verbannung zu bedrohen versuchte. In jedem Falle würde diesem die Verbannung ebenso zum Ruhm, wie Herrn von Cosnac zur Schande gereichen, denn es würde die Strafe dafür sein, daß er sich der Armen angenommen hat.

Solch einen Menschen wie La Rapine machte die bischöf-

liche Macht zur Zeit der Aufhebung des Ediktes von Nantes in Frankreich zu ihrem Werkzeug, um „dem Heile der widerspenstigen Reformirten zu dienen“ und sie zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Johanne Terrasson erzählt in ihren uns hinterlassenen Memoiren, daß die Zahl ihrer Glaubensgenossen, die mit ihr zu gleicher Zeit die Grausamkeiten eines La Rapine zu erdulden hatten, zur Zeit 50 bis 52 betragen habe, unter denen die bekannteste nnd standhafteste Bekennerin des Glaubens ihre Freundin, die jugendliche Blanche Gamond, sich befand. Als diese sich vor dem Gerichte zu Grenoble zu verantworten hatte, und die Richter ihr vorwarfen, daß sie die Gebote und Satzungen der heiligen katholischen Kirche verachte, da gab sie — wie wir in ihren Memoiren lesen können — zur Antwort: „Ich gehorche den Befehlen Gottes, aber nicht denen der Menschen.“ Der Richter wies darauf hin, daß sie wider den Willen des Königs handle, wenn sie ihren Glauben nicht abschwöre; denn es sei der Wille und Befehl des Königs, daß niemand das Königreich verlasse, und daß er keine Calvinisten in Frankreich haben wolle. Aber Blanche Gamond bekannte unerschüttert: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist. Mein Leib und meine Habe gehören dem König, aber meine Seele gehört Gott.“ Die grausamsten Tage ihrer Gefangenschaft hat sie mit vielen mutigen Bekennerinnen und Glaubenszeugen im Hospital zu Valence unter der Leitung oder vielmehr unter der Tyrannei des gewaltthätigen La Rapine zugebracht: — als die Unbekannten und doch bekannt; als die Sterbenden, die doch leben; als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allzeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben und doch alles haben.

Und La Rapine?

„Es ist klar — so schreibt Anton Court in seiner Geschichte der reformirten Kirchen Frankreichs — es ist klar, daß die absolute Macht eintrat und diesen Menschen von der wohlverdienten Todesstrafe befreite, der, wenn es möglich wäre, sie mehr als einmal verdient hätte. Durch die Flucht entzog er sich der gerechten Bestrafung seiner verruchten Thaten, und niemand weiß, welches Ende er genommen hat. Aber sein Name, der fortlebt in der Geschichte der um ihres evangelischen Glaubens willen bis aufs Blut verfolgten Hugenotten Frankreichs, ist längst einem gerechten Gerichte verfallen und mit eingeschrieben in die Annalen »des Jahrhunderts Ludwigs XIV.«“

H—K

Eindrücke und Hoffnungen aus der Diaspora

Es ist Gottes Fügung, daß in Deutschland die beiden Konfessionen nebeneinander und durcheinander wohnen. Die Einigung Deutschlands, die Freizügigkeit, die Notwendigkeit, bald hie bald da Erwerb zu suchen, werden es dahin bringen, daß in allen Gegenden des deutschen Vaterlandes sich katholische und evangelische Gotteshäuser nebeneinander erheben.

Daß die eine oder die andre Konfession durch Aufsaugen der vereinzelten Glieder der andern Kirche einen nennenswerten Zuwachs erhalten wird, scheint ausgeschlossen. Uebertritte sind äußerst selten und bringen meistens so viele äußere Unannehmlichkeiten mit sich, daß sie nur bei ganz besondern Anlässen vollzogen werden. Je thatkräftiger beide Kirchen sich ihrer Diaspora annehmen, desto weniger kann es vorkommen, daß die Glieder einer Konfession sich veranlaßt fühlen, ihre Erbauung bei den Gottesdiensten der andern zu suchen.

Mehr und mehr wird der Zustand sich einbürgern, daß in jedem Kreise Evangelische und Katholische sich gegenüberstehen und ihre verschiednen kirchlichen Sitten, Einrichtungen und Anschauungen gegenseitig vor Augen haben. Davon muß eine Rückwirkung auf die eignen Anschauungen der Angehörigen einer jeden Konfession ausgehen. Wir Evangelischen spüren diese sehr wohl in unserm kirchlichen Leben und zwar als eine heilsame; aber wird auch der angeblich aus kirchlichem Urgestein erbaute und unwandelbare Koloß der römischen Kirche durch diese Neuerung irgendwie beeinflußt und umgestaltet? Es muß gehofft werden, und diese Hoffnung erscheint nicht ganz eitel.

Das römische System ist zwar unwandelbar und unfehlbar. Es muß sich die im zweiten Jahrhundert bereits begonnene Verbildung der christlichen Religion zur vollen Konsequenz ausgestalten und damit immer mehr antichristlich werden, bis sie endlich auch des Namens „Christentum“ unwert ist. Aber es ist zu erwarten, daß bei der Geschwindigkeit, womit die römische Kirche in der Gegenwart der Entchristlichung zueilt, viele ihrer Glieder, nicht nur einzelne, sondern ganze Stände und Völker zurückbleiben und von der unheilvollen Bahn abkommen werden. Der Romanismus tritt mit dem Anspruch auf, der alleinige Träger der göttlichen Wahrheit zu sein. Es ist eine zur Beruhigung weiter Kreise verbreitete Auslegung, daß unter der göttlichen Wahrheit, die der heilige Stuhl in Erbpacht genommen hat, nur die theoretischen Glaubenslehren zu verstehen seien. Aber den getreusten und gefügigsten Anhängern des päpstlichen Stuhles, den Franzosen, wird zur Zeit mit brutaler Offenheit die Schlußfolgerung eingeschärft: ist der Papst als Gottes Stellvertreter einmal Herr über die Gewissen, so darf auch das politische Verhalten seiner Knechte nicht irgendwelche Selbständigkeit beanspruchen. Gefällt es dem großen Politiker, den augenblicklich zu Recht bestehenden politischen Zustand für den gottgewollten auszugeben, so ist es eine Sünde, noch ferner den alten Königsgeschlechtern und Verfassungsformen die Treue zu bewahren und das Prinzip der geschichtlichen Legitimität zu vertreten. Von der göttlichen Wahrheit, deren Hut dem Papste überwiesen ist, darf kein einziges Gebiet der Erkenntnis ausgeschlossen werden, so wenig wie von irgend einem irdischen Gegenstand oder Ereignis ausgesagt werden darf, es sei oder geschehe wider Gottes Willen.

Ansprüche erheben ist freilich leicht, sie bekommen aber erst ihre Bedeutung, wenn sie auch rücksichtslos geltend gemacht werden. Deshalb muß auch Rom versuchen, den Anspruch, die alleinige Trägerin und Spenderin himmlischer Geistes- und Lebenskräfte zu sein, für das Bewußtsein des Volkes wenigstens einigermaßen als vernünftig hinzustellen. Fürwahr ein schwieriges Unternehmen, das von vornherein an den geschichtlichen Thatsachen oder sagen wir an dem gesunden Menschenverstande, der noch empfänglich ist, Thatsachen und Zusammenhänge auf sich wirken zu lassen, scheitern müßte! Aber gleichwohl ist die Arbeit bisher nicht erfolglos geblieben.

In der Gegenwart ist zwar kein umfassender Denker da, der es wagen könnte, den kirchlichen Glauben zu dem System einer geschlossenen, vernünftigen Weltanschauung auszubauen; aber es giebt noch eine andre Methode, den Anspruch auf alleinigen Wahrheitsbesitz geltend zu machen: nämlich alle großen Persönlichkeiten und idealen Geistesrichtungen außerhalb der römischen Kirche zu verdächtigen, in ihrer Wirksamkeit zu hemmen oder, so weit sie der Vergangenheit angehören, zu entstellen, damit auf dem großen Trümmerfelde des geistigen Lebens der Welt die römische Kirche als die alleinige unerschütterte Burg des Glaubens, der Sitte und Ordnung erscheint.

Diese Taktik wird von Rom je länger je mehr geübt, und nicht ohne Erfolg. Wie auch die am stärksten gefügten Staatsgebäude nicht sicher sind vor den Zerstörungen, die der ruchlose Anschlag verbitterter Proletarier durch Attentate und Dynamitbomben anzurichten vermag, so vermögen auch die Proletarier des Geistes durch ätzende Säure der Verleumdung die edelsten Güter und Gebilde des sittlichen Lebens zu entstellen, wenigstens der unkritischen Menge die Pietät vor den großen Gestalten und Errungenschaften der Geschichte zu benehmen.

Daß Janssen die von evangelischen Historikern vielfach im Goldton gemalten Bilder der Reformation durch seine angeblichen Korrekturen bis zur Unkenntlichkeit entstellt und besudelt hat, ist genugsam bekannt und wird unsre Kirche nicht schädigen. Gefährlicher ist es schon, wenn die Heroen unsrer vaterländischen Geschichte, die von der dankbaren Mit- und Nachwelt die Großen genannt sind, in populären Geschichtswerken in Karikaturen verwandelt und mit Schimpfnamen belegt werden, wie z. B. Friedrich der Große in dem berüchtigten Hohoffschen Buche „Die Revolution vom sechzehnten Jahrhundert bis auf

die neueste Zeit.“ Da will es scheinen, daß nicht die evangelische Kirche oder die Wissenschaft mit geistigen Mitteln zur Abwehr berufen sind, sondern daß der Staat als Hüter und Förderer der Bildung des Volkes die Pflicht hat, seinen Unterthanen die Pietätlosigkeit gegen ihre großen Wohlthäter auch mit Anwendung empfindlicher Mittel auszutreiben. Selbst die arme unschuldige Mark Brandenburg muß leiden unter dem giftigen Grimm, den die römische Kirche gegen alles Nichtkatholische hegt, nur weil auf ihrem Sandboden das evangelische Hohenzollerngeschlecht in zäher Arbeit erstarkt ist, und weil der märkische Sand die Wahlstatt abgeben wird, auf der dereinst die Entscheidungsschlacht zwischen Katholizismus und Protestantismus ausgekämpft werden soll. Um auch schon instinktiv dieses arme Land einem treuen Sohne der römischen Kirche Deutschlands zu verleiden, wird es in dem Hohoffschen Buche mit einem Briefzitat Winckelmanns als „das von der Natur selbst vermaledeite und mit libyschem Sande bedeckte Land“ bezeichnet, das der König (Friedrich II.) „zum Abscheu der Menschen machen und mit ewigem Fluche belegen wird.“

Ebensowenig findet das klassische Altertum, dessen Geisteserzeugnisse die mittelalterliche Kirche unserm Volke überliefert hat, jetzt noch Gnade bei den geistigen Leitern und Fortbildnern des Romanismus. Weshalb? Das griechische und römische Altertum besaß in seiner Blütezeit einen stark entwickelten Sinn für Wahrheit, Mannhaftigkeit und Selbständigkeit der Persönlichkeit; lauter Tugenden, die im römischen System als die gefährlichsten Symptome eines antikirchlichen Sinnes gelten und darum weltlichen, ja teuflischen Einwirkungen zugeschrieben werden. Wo als Prüfstein der christlichen Vollkommenheit Verzicht auf eigne Ueberzeugung und Selbstbestimmung betrachtet wird, ist es kein Wunder, wenn man die großen Gestalten der heidnischen Welt nicht mehr in das Gesichtsfeld der katholischen Jugend zu rücken wagt, damit diese sich nicht für etwas Außerkirchliches begeistere, sondern Gymnasialaufführungen veranstaltet, in denen jene Heroen als Karikaturen erscheinen — ein Verfahren, in dem sich katholische Konvikte und Offenbachsche Operetten begegnen. Ja, was muß unsern lieben Deutschen noch alles ausgetrieben werden, ehe ihre Denkweise ohne Rest und Klausel in die römisch-katholische aufgeht!

Unsre heidnischen Vorfahren verehrten ihre Götter in den heiligen Hainen auf Bergeshöhen; beim Rauschen der Gipfel und beim Brausen des Gewittersturmes zog durch ihr Herz bereits die Ahnung, daß Gott nicht in Tempeln wohnt, mit Händen gemacht, daß er auch nicht hie oder dort wohnt und nur hie oder dort gefunden und angebetet werden kann, sondern daß er ein Geist ist, nicht ferne von einem jeglichen unter ihnen, daß sie selbst von ihren Göttern abstammen und deshalb mit Vertrauen zu ihnen aufsehen konnten. Solche tiefeingewurzelten reinen Anschauungen lassen sich nur mit Mühe ausrotten, zumal unser Volk seit anderthalb Jahrtausenden sein Herz dem Worte der Schrift geöffnet hat: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Aber mit der Zeit gelingt es doch der römischen Zucht, dem freien Geiste der Deutschen auch diese seine Schwungfedern auszureißen.

Ich empfinde es wie einen körperlichen Schmerz, wenn ich in den katholischen Zeitungen zu einem Heiligentage etwa Folgendes angekündigt lese:

> In der N. N. Kirche oder dem privilegirten Altar zu N. ist an diesem Tage vollkommener Ablaß zu gewinnen, und zwar so oft man von der Vesper des Vorabends bis Sonnenuntergang des Tages die genannte Kirche besucht und ein Ablaßgebet verrichtet.
>
> Wer den Ablaß mehrmals gewinnen will, muß auch mehrmals die Kirche besuchen und ein Ablaßgebet verrichten. Noch ist zu bemerken, daß dieser Ablaß den armen Seelen im Reinigungsorte zugewendet werden kann.

Hält denn Gott bestimmte Sprechstunden ab, daß er nur an den bestimmten Tagen und den privilegirten Altären zu finden ist? Welche heidnisch-polytheistischen Vorstellungen werden dem Volke der Denker damit aufgezwungen! Aber willig beugen auch die Gebildeten der Nation dem römischen Joch ihren Nacken. Offiziere, Richter, Gymnasiallehrer, Regierungsräte drängen sich an die Gnadenstätten heran, damit sie nicht die Zeit versäumen,

in der die Gnadenquelle des Ablasses sprudelt. Und das sind Leute, von denen die Mehrzahl einst mit Begeisterung Plato gelesen und auf der Universität gesungen hat:

> Stoßt an: Freies Wort lebe! Hurrah hoch!
> Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
> Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.
> Frei ist der Bursch!

Es muß übrigens jedem nachdenkenden deutschen Katholiken sich die betrübende Wahrnehmung aufdrängen, daß sein Vaterland von Gott je länger je weniger gewürdigt wird, die Stätte besondrer Gnadenoffenbarungen zu sein, man müßte denn den Besitz des heiligen Rockes zu Trier als genügende Kompensation ansehen. Die heilige Mutter Gottes hat ihre Erscheinungen sowie ihre Gnadenwunder in Marpingen nicht wiederholt, während sie in Lourdes im Jahre 1858 achtzehn mal erschienen ist und durch eine ununterbrochene Kette von wunderbaren Heilungen bis zur Gegenwart bezeugt, daß sie dort ihren Lieblingsaufenthalt hat. Was bleibt also den armen Katholiken Deutschlands übrig, wenn sie nicht als Stiefkinder im Hause Gottes leben wollen, als mit der Bahn nach Lourdes zu fahren, was mit dem am 13. September d. J. von Belfort abgehenden Pilgerzuge für 52, 78 oder 106 Mark je nach der Wagenklasse sich ermöglichen läßt. Für dieses Jahr erscheint es nach dem für die badischen Katholiken bestimmten Flugblatt „Auf nach Lourdes!“ noch nicht ganz ratsam, einen eignen badischen Pilgerzug zu veranstalten. Damit ist aber die Aussicht eröffnet, in künftigen Jahren durch eigne badische Pilgerzüge nach Lourdes die frommen Katholiken dafür zu entschädigen, daß sie in einem Lande wohnen, das sichtlich von Gott verlassen ist.

Die Frömmigkeit des Mittelalters zeigt trotz ihres massiveren Aberglaubens doch den Ausdruck einer reineren, geistigeren Gottesverehrung als der dem katholischen Volke in der Gegenwart methodisch eingepaukte Romanismus, der alle natürlichen Empfindungen ausrottet, um in seinen „geistlichen Uebungen“ ein Gemisch von sinnlicher Sentimentalität, Askese, pietätloser Verachtung aller außerkirchlichen Ordnungen und Güter, sowie schlauer Spekulationen auf politischen Einfluß in die Seele einzupflanzen. Daß für Gymnasiasten während ihrer Schulferien in den Klöstern besondre Exerzitien abgehalten werden, ist eine so bedenkliche Einrichtung, daß es ratsam erscheinen dürfte, auf dem Verwaltungswege diese Uebungen zu verbieten. Drei Tage exercitia spiritualia*) im Kloster nehmen alles das hinweg, was drei Jahre Beschäftigung mit dem klassischen Altertum an Begeisterung für Mannhaftigkeit, an klassischem Wahrheits-, Schönheits- und Gerechtigkeitssinn etwa in die Seelen gepflanzt haben mögen.

Es haben freilich gesetzliche Verbote keine erneuernde und heilende Kraft, ja oftmals richten sie Zorn und Erbitterung an, zumal wenn sie nicht kraftvoll und allgemein durchgeführt werden. Auch die polemischen Artikel, in denen der Evangelische Bund die Verwüstungen schildert, die der Jesuitismus in dem Gemütsleben unsers Volkes anrichtet, werden, so notwendig sie sind, um das evangelische Volk aus seiner Gleichgiltigkeit gegen die römische Kirche aufzuschrecken, dieser doch nicht die Augen öffnen, vielmehr durch Erbitterung sie zu stets größerem Eifer anspornen.

Giebt es denn überhaupt kein Mittel, der durch den Jesuitismus gewirkten Willenserweichung, Gewissensverbildung und Kritiklosigkeit entgegenzuarbeiten? Nun, was alle Angriffe und planmäßigen Versuche der Abwehr nicht ausrichten, vermag vielleicht das Zusammenleben der Konfessionen zu bewirken. Neben dem offiziellen Glauben, der einem Volke durch die bestehenden Autoritäten eingeprägt wird, giebt es eine Unterströmung, die durch selbständige Beobachtungen erregt wird. Sie kann lange verborgen bleiben, bis sie bei gegebner Gelegenheit offen hervorbricht. Das ist auf evangelischem Gebiete nicht anders als auf katholischem. In Ländern, in denen z. B. die orthodox-lutherische Kirchenlehre zur Herrschaft gekommen ist, und die Einwohner diesen offiziellen Charakter ihres Glaubens mit Eifersucht wahren, findet sich in Wirklichkeit, den Einzelnen oft unbewußt, eine dürre rationalistische Denkweise, die nicht nur in

*) Geistliche Uebungen.

praktischen Dingen, sondern ebenso in den Fragen des religiösen und sittlichen Lebens sich äußert. Je strenger von den tonangebenden Kreisen der Kirche diese Anschauungen geächtet werden, um so tiefer pflegen sie einzuwurzeln und desto weiter sich auszubreiten.

Ebenso bildet sich durch das Nebeneinanderwohnen der Katholiken und Evangelischen in jenen ein Grundsatz, der die zentrale Anschauung des Katholizismus durchbricht: nämlich die Anerkennung, daß die Evangelischen auch Christen sind, ja oft bessere als die Katholiken. Dieses Bekenntnis tritt den Evangelischen in der Diaspora so häufig und so einfältig entgegen, daß an eine Heuchelei nicht zu denken ist, obwohl im allgemeinen das Volk durch den Beichtstuhl daran gewöhnt ist, unwahr gegen sich selbst und seine innersten und heiligsten Empfindungen zu sein. Es genügt aber ein einziger fester Punkt, um von ihm aus das ganze System aus den Fugen zu heben.

Muß Rom einmal seinen Gliedern das Zugeständnis machen, daß es außerhalb der Kirche auch Christentum, Heil und Seligkeit gebe, dann stürzt sein System in sich selbst zusammen, es steht am Anfang einer Reformation.

Dieses Zugeständnis des katholischen Volkes an die in der Zerstreuung lebenden Evangelischen gilt es daher zu erhalten und zu pflegen; es birgt sich darin noch eine wertvolle Empfänglichkeit für das Evangelium. Dasselbe ist zu sagen von dem Grundsatz der Selbständigkeit des Staates als einer göttlichen Ordnung gegenüber der Kirche, der besonders in katholischen Beamtenkreisen hochgehalten wird, und der Parität, die die katholischen Fürsten in ihrem Verkehr und ihrer Wohlthätigkeit pflegen. Diese Grundsätze sind wertvoll nicht sowohl um ihrer selbst willen, als weil sie den Anlaß bieten können und müssen zu einer Auflösung des katholischen Systems, wenn sie mit Freimut und Folgerichtigkeit geltend gemacht werden.

Aber wo findet sich bei Gliedern der katholischen Kirche noch Freimut und persönliche Gewissensüberzeugung? Es sind Früchte vom Baum des evangelischen Glaubens. Am Anfang des Jahrhunderts waren sie aber Gemeingut aller Deutschen: als Ernst Moritz Arndt seine Lieder sang von dem „Zorn der freien Rede" und dem „festen Männerwort," ohne das die Welt vergehen müsse, da fand er auch bei den Katholiken Wiederhall und Verständnis. Heutzutage hört man von gebildeten Katholiken wohl Aeußerungen des Ingrimms über die Priesterherrschaft und den Aberglauben in der Kirche, es werden wohl Syllabus und Unfehlbarkeit kurzweg als „Schwindel" bezeichnet; aber keiner der Herren wagt gegen diese und andre Mißstände, z. B. den Cölibat, die Marienerscheinungen, Rockausstellungen u. s. w., öffentlich seine Stimme zu erheben und eine Reform zu verlangen.

Eben deshalb bedarf es eines äußern Anstoßes, damit die einzelnen Gruppen und Schichten der katholischen Kirche das Maß von Selbständigkeit, das ihnen noch geblieben ist, gegen den Romanismus geltend machen.

Diesen Anlaß kann ein unvorsichtiges Vorgehen des römischen Stuhles bilden, oder ein Vorfall bei einer neuen Papstwahl, oder eine kritische Lage unsers Volkes.

Die Art und Zeit seines Wirkens hat Gott sich vorbehalten; aber daß der Romanismus zu Fall gebracht werden wird, ist ein Glaubenssatz für jeden, der daran festhält, daß Gott mit seinen lieben Deutschen auch für die Zukunft noch dies und das vorhabe.

Gz

Grundsteinlegung zur Gedächtniskirche der Protestation von 1529*)

Daß der 19. April 1529 eines Denkmals und zwar eines Denkmals, das zugleich Kirche ist, vollkommen würdig ist, darüber besteht wohl allgemeine Uebereinstimmung, und daß unsre Zeit erst an die Errichtung dieses notwendigen Denkmals denkt, liegt ebenfalls in der Geschichte unsrer evangelischen Kirche begründet:

*) Dieser Artikel ist nur Bruchstück. Anfang und Schluß haben wegen der veränderten Lage fallen müssen. Was noch stehen geblieben ist, dient vielleicht dazu, den und jenen von unsern Lesern für die Vollendung des Werkes zu erwärmen. D H

gemeinsame Arbeit aller evangelischen Christen kennt unsre Kirche erst seit der Mitte unsers Jahrhunderts, und fast in diese Zeit fällt auch die Entstehung des Plans, zum dankbaren Gedächtnis des 19. Aprils 1529 ein Gotteshaus nebst Gedächtnishalle zu errichten. Die Konsistorialräte Börsch und D. Ebrard sind die Urheber dieses Gedankens (1856). Anfangs glaubte man das Denkmal auf der Stelle errichten zu können, woselbst der denkwürdige Protest abgelegt wurde. Genauere geschichtliche Darstellungen aber haben ergeben, daß nicht in dem Palaste der Retscheln der Protest erhoben wurde, sondern in einem naheliegenden Ratshofe, an dessen Stelle jetzt ein Schulhaus steht. So wurde denn, als der Plan sympathische Aufnahme bei den Evangelischen fand, ein geeigneter freier Platz in der Neustadt erwählt, um dort das Denkmal zu errichten.

Nachdem Pläne durch eine weitere und engere Konkurrenz festgestellt waren, wurde das Beste, was die heutige deutsche Kunst zu bieten vermochte, zur Ausführung bestimmt: der mit dem ersten Preise bedachte Plan der Architekten Flügge und Nordmann von Essen a. d. R. Manche Stimmen wurden wohl laut, die sich mißbilligend äußerten über die Eleganz und Großartigkeit des erwählten Planes. Manche wünschten die Mittel verwendet zur Errichtung von mehreren kleinen Kirchen; aber wenn einmal die ganze evangelische Welt sich aufmacht, der Väter Gedächtnis zu ehren, dann durfte die Ehrung keine gewöhnliche sein, und sollte das Denkmal eine Kirche sein, so mußte gerade in Speier ein würdiges, ein etwas großartiges Gotteshaus entstehn, ein Kunstwerk in gothischem Stil gegenüber dem herrlichen Kunstwerk des Doms in romanischem Stile. Ermöglicht wurde zudem die Ausführung durch die reichlichen Gaben, die aus der gesamten evangelischen Kirche dem Baufonds zuflossen, sie wurde gefördert durch die moralische Unterstützung, die der im Mai 1882 von 120 der Besten unsrer Zeit unterzeichnete Aufruf gewährte, die Ausführung wurde geradezu gefordert, als ein edler Speirer dem Werke 200 000 Mark testamentarisch hinterließ, und als die pfälzischen Protestanten, unterstützt durch die deutschen Glaubensgenossen, in den Jahren 1889 und 1890 über 200 000 Mark an Gaben reichten. So wuchs der Baufonds auf 750 000 Mark, während die Kosten des Rohbaus auf eine Million angenommen sind. Ein weitres Hinausschieben der Ausführung erschien als ein Frevel gegen viele treue Geber, schien mutwillig den Spott der Gegner herauszufordern. So wurde am 19. September 1890 der Bauplatz feierlichst geweiht und der erste Spatenstich vollzogen. Daß ein ökumenisch evangelisches Werk errichtet werde, wurde an diesem Tage klar; denn nicht nur Speier und die Pfalz waren vertreten, sondern die ganze evangelische Kirche, indem die Mitglieder des Gustav-Adolf-Vereins, die am 16., 17. und 18. September in Mannheim tagten, in großer Zahl an der Feier sich beteiligten. Um den vorhandnen Baufonds möglichst lange intakt zu erhalten, wurden im Jahre 1891 nur die Fundamente gegraben und zum Teil ausgemauert, während 1892 die Fundamentmauern vollendet und der Sockel errichtet wurde. Diese Arbeiten konnten aus den Zinsen des Baufonds und den eingehenden Beiträgen ausgeführt werden.

Da nun der Sockel steht, ist die Stunde gekommen, in der nach altem Brauche feierlichst der Grundstein zu legen ist. Auch diese Feier soll keine lokale und keine provinzielle nur sein. Sie wird den Höhepunkt der sechsten Hauptversammlung des Evangelischen Bundes bilden, und bei der Grundsteinlegung werden bewährte Männer aus Nord- und aus Süddeutschland in warmen Worten das allen Evangelischen teure Werk der ökumenischen Festversammlung zur weitern Förderung ans Herz legen; denn der Baufonds muß noch die volle Höhe von einer Million erreichen, und dann fehlt noch die ganze innere Einrichtung, die wohl größtenteils durch Stiftungen von Fürsten und Bürgern hergestellt werden wird. In der Gedächtniskirche sollen die Wappen und Namen der hochherzigen Stifter es laut verkünden, daß wie im Jahre 1529 so auch heute noch Fürsten und Bürger einmütig zusammenstehn, um die großen Grundsätze der Glaubens- und Gewissensfreiheit zu bekennen und gegebnen Falls den Vätern nach zu verteidigen.

L G

Verschiedenes

(Paritätisches aus Elsaß-Lothringen) Die Straßburger Post Nr. 241 schreibt: „In protestantischen Kreisen, und zwar in denen der Laien wie der Geistlichkeit, herrscht tiefe Verstimmung über die Verordnung des Ministeriums über die gesetzlichen Festtage. Nach dieser Verordnung sollen, wie gemeldet, als Festtage im Sinne der Gewerbeordnung gelten: Neujahr, Ostermontag, Christi Himmelfahrt, Pfingstmontag, Maria Himmelfahrt, Allerheiligen, der erste und der zweite Weihnachtstag, sowie in denjenigen Gemeinden, in denen sich eine protestantische Kirche oder eine Simultankirche befindet, Karfreitag. Mit vollstem Rechte erblicken die Protestanten in dieser Bestimmung eine Zurücksetzung des Protestantismus; denn der Karfreitag ist ihr höchster protestantischer Feiertag, weil er sich gründet auf die wichtigste Heilsthatsache der christlichen Kirche, den Versöhnungstod des Herrn. Als solcher eignet er beiden Bekenntnissen, wird aber merkwürdigerweise von der katholischen Kirche den Tagen Maria Himmelfahrt und Allerheiligen nachgesetzt. Diese Tage aber sind für den Protestanten überhaupt keine Festtage, ja ihm geht für den kirchlichen und festlichen Charakter derselben jedes Gefühl und jedes Verständnis ab. Gleichwohl sollen dieselben, auch in Gemeinden mit rein oder überwiegend protestantischem Kultus, als gesetzliche Festtage behandelt werden; er soll sie, ohne jeden innern Grund, feiern, und der protestanische Arbeiter sieht sich zweier Arbeitstage beraubt, aus keinem andern Grunde, als daß der Katholik sie als kirchliche Festtage begeht, während am Karfreitag, der ihm bisher als der höchste kirchliche Feiertag gegolten, ja der vielleicht der einzige war, an dem er noch einem religiösen Bedürfnisse nachkam und das Gotteshaus besuchte, er vielleicht zu arbeiten gezwungen ist, weil er in einem Orte ohne protestantische Kirche oder ohne Simultankirche wohnt! . . . . Hoffentlich ändert das Ministerium diese Verordnung dahin ab, daß entweder auch jenen beiden katholischen Festtagen nur ein fakultativer Charakter beigelegt oder, was wir für das Richtigere halten, der Karfreitag ebenfalls zu einem obligatorischen Festtage für das ganze Reichsland, wie er es für das übrige Deutschland ist, gemacht wird."

Dies wäre gewiß das Richtigere! Man darf erwarten, daß das Ministerium Zeit findet, sich noch vor dem nächsten Karfreitag zu dieser Aenderung zu entschließen.

(Der neue Kurs und das Zentrum) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, das Organ des Reichskanzlers, schreibt über den Mainzer Katholikentag:

„Wie fast in jedem Jahre, hat auch in diesem ein Teil der Presse Anstoß genommen an dem Ton, in welchem alte Forderungen von neuem und neue Anliegen in alter Weise vorgebracht worden sind. Die Rücksicht auf den propagandistischen Zweck, den die Versammlungen verfolgen, bringt es mit sich, daß nicht jedes Wort in denselben auf die Goldwage gelegt, daß die Ziele möglichst weit gesteckt werden und bei dem angeschlagnen Ton mehr an den Teil des Publikums gedacht wird, der politisch unbefangen und nichts weniger als blasirt ist. Stellen dabei solche Teilnehmer vielfach ihre reifere Erkenntnis zurück, die durch ihre parlamentarische Vergangenheit und ihre Stellung im Leben und in der Gesellschaft in der Lage sind, den Zusammenhang mancher Dinge in einem andern Lichte zu erkennen, als er in der festlichen Erleuchtung und Beleuchtung der Katholikentage sich darbietet, so ist das ein Opfer, dessen Größe nicht wohl unterschätzt werden kann [!], insofern mit in Anschlag gebracht wird, welch ein werbendes und erzieherisches Moment darin liegt, wenn der Edelmann mit dem Bürger und der Priester mit dem Laien sich einmal auf denselben Standpunkt stellt. Je mehr man den Verlauf auch des diesjährigen Katholikentages in dieser unbefangnen Weise betrachtet und davon absieht, die zu den einzelnen Fragen eingenommene Stellung im einseitigen Parteiinteresse zu verwerten, um so eher wird man auch imstande sein, diejenige Wahrnehmung in ihrer vollen Tragweite zu würdigen und als das entschieden wichtigste Ergebnis der Versammlung zu schätzen, die darin liegt, daß, wie Graf Ballestrem sehr richtig hervorhob, die Einigkeit aller und insbesondere auch des gesamten Zentrums in so glänzender Weise aufs neue in die Erscheinung trat, wie kaum je zuvor der Fall gewesen. Kommt damit die Spekulation der Parteigewinnsucht, die seit Jahr und Tag immer von neuem einen Zerfall des Zentrums voraussieht und in Rechnung stellt, auch diesmal wiederum nicht auf die Kosten, so sollte die nüchterne Erwägung, wie schwer die Einigkeit des Zentrums nach wie vor politisch ins Gewicht fällt, um so mehr davon abhalten, die Bedeutung der Stellungnahme der Versammlung zu einzelnen Fragen und Forderungen allein in Betracht zu ziehen und an diesen Punkten mit parteiischer Kritik einzusetzen, als dadurch nur der Unterschied noch schärfer markirt werden kann, der zwischen dem Zentrum, das einig ist und einig bleibt, und denjenigen Parteien besteht, die vom Zentrum nicht das lernen wollen, was ihnen vor allem zu lernen not thäte."

Man ist zunächst versucht, hinter den ersten Sätzen den Schalk zu suchen; aber die spätern Sätze zeigen, daß es dem Kanzlerblatte bittrer Ernst ist. Darnach kann man sich auf seltsame Dinge gefaßt machen. R

(Dr. Martin Luthers Schriften) werden noch immer viel zu wenig gelesen. Sonst wäre es auch nicht möglich, daß die Verdächtigungen und Verleumdungen dieses Mannes, die von römischer und sozialdemokratischer Seite ausgehen, in unserm Volk und selbst bei sogenannten Gebildeten so viel Gehör fänden. Die gelehrten Ausgaben sind ja nicht für jedermann. Immerhin ist es eine Schande, daß ein so tüchtiges und für jeden, der sich mit Luther wissenschaftlich beschäftigt, unentbehrliches Werk, wie Luthers Briefwechsel, herausgegeben von D. Enders, Pfarrer in Oberrad, nur 300, sage dreihundert Abnehmer gewonnen hat. Bisher sind vier Bände erschienen, sie umfassen die Briefe von Luther und an Luther bis zum August 1524, im ganzen bisher 818 Nummern. Briefe von Luther wird Enders rund 3150 bringen können, darunter etwa 250, die in den früheren Briefausgaben (einschließlich Burkhardt und Kolde) noch nicht gedruckt waren. Der demnächst erscheinende fünfte Band wird u. a. vier bisher unbekannte Briefe Luthers an Eck und einen Brief Ecks an Luther enthalten. Ein Hauptverdienst dieser Ausgabe, die in der Calwer Vereinsbuchhandlung erscheint, besteht in den gelehrten Anmerkungen, die den Text begleiten.

Für die Gebildeten ist die beste Ausgabe von Luthers Schriften die demnächst mit dem achten Bande zum Abschluß kommende Braunschweiger Ausgabe: Luthers Werke für's christliche Haus. Wir haben sie schon mehrfach empfohlen. Heute möchten wir unsern Lesern eine interessante Liste mitteilen. Die Zahl der Exemplare, die in den Universitätstädten gehalten werden, wird einen Schluß gestatten auf den Eifer, mit dem die Studenten das Studium Luthers treiben. Am wenigsten trifft das für Leipzig; dort im Mittelpunkte des Buchhandels ist die Zahl unverhältnismäßig groß, daher lassen wir es ganz beiseite. Von den übrigen Universitäten mit evangelischen Fakultäten steht obenan Tübingen mit 124 Abonnenten (bei 392 evangelischen Theologen), es folgt Berlin (557 Theologen) mit 113, Breslau (143) mit 60, Halle (593) mit 52, Bonn (107) mit 32, Heidelberg (86) mit 29, Greifswald (297) mit 22, Straßburg (114) mit 19, Göttingen (175) mit 17, Königsberg (141) mit 16, Erlangen (294) und Kiel (78) mit je 14, Gießen (83) mit 13, Marburg (152) mit 10, Jena (116) und Rostock (44) mit je 4 Bestellern der Braunschweiger Lutherausgabe. Die Palme gebührt nach dieser Liste offenbar Breslau und Tübingen, während ganz auffallend ist die geringe Beteiligung von Halle, Erlangen und Greifswald. Was soll man von den Laien fordern, wenn die Theologen nicht mit gutem Beispiel vorangehn! R

Zur Nachricht

Meine Wohnung ist von jetzt ab Frankfurt a. M., Barfüßergasse 1. Rade

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 37 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Priscilla an Sabina

Briefe einer Römerin an ihre Freundin
aus den Jahren 29—33 nach Christi Geburt
Von **W. Pressel**

Drei Serien in einem Bande. 830 Seiten. Mk. 6. Elegant gebunden Mk. 7.50

Bei **Justus Naumann** in Leipzig erschien soeben:
R. Rocholl, Aller Schöne Meister. Ein Hamburger Vortrag. Preis f. karton. 80 Pf.
— **Das protestantische Elend.** Offener Brief an Herrn Hofpred. a. D. Stöcker. Preis brosch. 40 Pf.

Nach Erscheinen des zweiten Bandes liegt nun vollständig vor:
D. W. Beyschlag, Neutestamentliche Theologie. Zwei Bände. Brosch. 18 Mk., gebunden 21 Mk.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von **Eugen Strien** in **Halle a. S.**

Im Verlage von **Wiegandt & Grieben** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Steinmeyer, Prof. D. **Die Rede Jesu in der Schule zu Capernaum.** (Johann. Evangel. VII.) 1 Mk. 80 Pfge.

Verlobungsanzeige.

Meine Verlobung mit Fräul. **Gertrud Korn,** Tochter des Herrn Dr. med. B. Korn und dessen Frau Gemahlin, geb. Steinert, in Seifhennersdorf i. S. beehre ich mich hierdurch anzuzeigen.
Kloster Loccum (Hannover), im September 1892.
Paul Moebius, hospes

Eine mir sehr bekannte junge Dame wünscht als Gesellschafterin oder Stütze der Hausfrau in Stellung zu treten. Anfragen zu richten an Pfarrer **Rade** in Frakfurt a. M.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig